

# Zum salzburgischen Schrifttum

*Archaeologia Austriaca*. Beiträge zur Paläoanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs. Heft 32, 1962, 127 S., 9 Aufsätze, Besprechungen, Abbildungen, Karten und Tabellen. Ein Aufsatz über Funde aus Salzburg. Heft 33, 1963, 127 S., 8 Aufsätze, 3 kleine Mitteilungen, Besprechungen, Abbildungen, Karten. Ein Aufsatz über Urnengräber aus Salzburg. Heft 34, 1963, 96 S., 11 Aufsätze, Besprechungen. Drei Aufsätze betreffen Salzburg.

M. Hell, Römische Brandgräber aus dem Rupertiwinkel. Aus Bayerns Frühzeit (Festschrift Friedrich Wagner), Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte, Bd. 62, 1962, S. 211—214, 1 Abb.

Behandelt werden Funde aus einem kleinen Brandgräberfeld der älteren Kaiserzeit in Hammerau am linken Ufer der Saalach, die eine nahegelegene Siedlung voraussetzen und ein Brandgrab an der Römerstraße bei Seebruck am Chiemsee.

M. Hell, Römische Grabfunde aus Freilassing. Bayer. Vorgeschichtsblätter, Heft 28, 1963, S. 148—152, 3 Abb.

Die heutige „Römerstraße“ in Freilassing an der Südgrenze des Stadtgebietes folgt dem Zuge der römischen Reichsstraße von Juvavum (Salzburg) nach Augusta vindelicum (Augsburg), deren Fahrdamm hier noch teilweise erhalten ist. Knapp neben dieser Straße sind vor Jahren römische Grabfunde zutage getreten, die erst jetzt bekanntgemacht werden konnten. Es handelt sich um Brandgrabfunde aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr.

M. Hell, Wohnstättenfunde der späten Jungsteinzeit und frühen Bronzezeit aus Salzburg-Mülln. Jahresschrift, Salzburger Museum Carolino Augusteum, Bd. 8, 1962, S. 23—52, 11 Abb.

Die großen Bauarbeiten zur Ausgestaltung und Erweiterung der Landeskrankenanstalten in Salzburg-Mülln (ehem. St.-Johanns-Spital) in den Jahren 1949—1960 haben vielfach Gelegenheit zu archäologischen Bodenuntersuchungen gegeben und die Ergebnisse dieser Forschungen werden in der vorliegenden Arbeit vorgelegt. Es gelang zwölf Wohnplätze nachzuweisen und planlich festzulegen, von denen drei der ausgehenden Jungsteinzeit und neun der frühen Bronzezeit angehören, wobei es sich um Rechteckbauten mit Rundholzwänden handelte. Kulturgeschichtlich ist vertreten die spätneolithische Altheimer Kultur, die hier in die Bronzezeit übergeht, in der die Straubinger Kultur dominiert. Die Zeitdauer dieser Dorfschaft erstreckt sich ungefähr von 2000 bis 1700 v. Chr.

M. Hell, Gräber der Hallstattzeit von Uttendorf im Pinzgau. Jahresschrift, Salzburger Museum Carolino Augusteum, Bd. 8, 1962, S. 53—64, 2 Tafeln, 6 Abb.

Bei Herstellung einer Wasserleitung war man i. J. 1962 0,5 km westlich von Uttendorf auf fünf Steinkistengräber der Hallstattzeit gestoßen, von denen noch wichtige Funde geborgen werden konnten. Darunter Stücke eines kesselförmigen Schöpfgefäßes aus Bronze, von Bronzenadeln und Eisenmessern sowie drei Tongefäße (Kegelhalsurnen), eine mit Schwarz-Rot-Bemalung sowie eine Urne mit Doppelhenkel und kerbschnittartiger Verzierung. Damit ist die Blütezeit der Hallstattperiode 700—500 v. Chr. erstmals auch für den Pinzgau nachgewiesen.

M. Hell, Neue jungsteinzeitliche Funde aus dem Lande Salzburg. *Archaeologia Austriaca*, 32, 1962. S. 27—34. 3 Abb.

Vorgelegt werden drei beachtenswerte Neufunde, und zwar zwei Steinbeile und das Wandstück eines Tongefäßes. Die große Axt aus Feuerstein von Badgastein, gefunden zunächst der „Fledermausquelle“, weist darauf hin, daß die Thermalquelle schon zur späten Jungsteinzeit besucht wurde. Das Lochbeil von Obermödlham bei Obertrum hat zuletzt als Bauopfer Verwendung gefunden. Das neolithische Tongefäß vom Halleiner Dürrenberg steht der Kulturgruppe von Schussenried am Federsee (Württemberg) nahe.

M. Hell, Die Urnengräber Nr. 12 und 13 aus Morzg, Land Salzburg. *Archaeologia Austriaca*, 33, 1963. S. 1—9. 4 Abb.

Aus dem Brandgräberfeld von Salzburg-Morzg werden die zwei neuesten Grabfunde vorgelegt. Das Gräberfeld gehört der Urnenfelderkultur (frühe Hallstattzeit) an und ist namensgebend für die Kulturgruppe „Hötting-Morzg“ der Urnenfelderzeit geworden.

M. Hell, Steinbeile aus Salzburg. *Archaeologia Austriaca*, 34, 1963. S. 5—12. 4 Abb.

Behandelt werden zwanzig Einzelfunde von neolithischen Steinbeilen aus dem Lande Salzburg.

M. Hell, Weitere Funde zum Problem der keltischen Hufeisen aus Salzburg. *Archaeologia Austriaca*, 34, 1963. S. 22—31, 6 Abb.

Behandelt werden die neuesten Funde keltischer Hufeisen, deren Erforschung von Salzburg ausgeht. Die Fundkarte wird um den Fundplatz Agunt in Osttirol erweitert und die Frage eines transalpinen Frachtdienstes der Alpenkelten im Auftrag der Römer gestreift.

M. Hell, Keltisch-römische Hauskeramik aus Salzburg. *Archaeologia Austriaca*, 34, 1963. S. 32—48. 4 Abb.

Das salzburgische Vorkommen einer eigenartigen Gattung keltisch-römischer Tonware wird untersucht und kartographisch aufgezeichnet.

M. Hell, Neufunde römischer Meilensteine am Radstädter Tauern. *Pro Austria Romana*, 13, 1963. S. 4—5.

Anlässlich der Umliegung der Katschberg-Bundesstraße am Petersbühel in Obertauern i. J. 1961 wurde oberhalb der Moaralm ein Stück der Römerstraße festgestellt und dabei fand der Straßenmeister Anton Eibl sechs römische Meilensteine im Almboden nahe beisammen liegend. Sie sind 1,5 bis 2,0 m lang und etwa 0,5 m stark. Davon sind drei aus Radstädter Quarzit und drei aus Schaidberger Marmor. Sie zeigen starke Verwitterung. Schriftzeichen sind auf drei Steinen erhalten. Auf deren zweien sind die Texte lesbar. Sie tragen die Kaiser-namen Markus Julius Philippus (244—249), Vater und Sohn. Sie wurden geborgen und sind vorläufig im straßenärarischen „Winterstützpunkt Obertauern“ aufgestellt. Ihre Wiederaufstellung im Gelände ist vorgesehen.

M. Hell, Römische Wagengeleise auf Fels in Salzburg-Stadt. *Pro Austria Romana*, 13, 1963. S. 33—34.

Bei Kanalarbeiten in der Steingasse stieß man vor dem Hause Nr. 47 in geringer Tiefe auf tief in den hochstehenden Fels eingefahrene Wagengeleise der römischen Reichsstraße, die im Zuge der heutigen Steingasse verlief. Die Stadt-gemeinde ließ dieses kurze Straßenstück einkammern und mit Abdeckung versehen, so daß die dauernde Erhaltung dieses antiken Straßendenkmals gesichert erscheint.

M. Hell, Keltisch-römische Ansiedlung in Uttendorf im Pinzgau. *Pro Austria Romana*, 13, 1963. S. 34.

Am sonnenseitigen Nordhang des Salzachtales liegt über dem Dorf eine Rückfallkuppe, der Steinbühel. Oberflächensfunde ließen dort eine urgeschichtliche Ansiedlung feststellen. Eine Probegrabung schloß eine dünne Kulturschicht auf, den Rest einer Trockenmauer und Tongefäßreste der keltisch-römischen Zeit aus der Wende des 1. Jahrhunderts v. Chr. Die Mischlage keltischen und römischen Kulturgutes in der kurzlebigen Wohnschicht zeigt die innige Verzahnung keltischen und römischen Volkstums um den Beginn unserer Zeitrechnung im Pinzgau auf.

M. Hell, Keltisch-römische Wohnstelle bei Goldegg im Pongau. *Pro Austria Romana*, 13, 1963. S. 35.

An der Verengung des Salzachtales westlich von Schwarzach springt am linken Flußufer ein bewaldeter Felssporn bis an die Bundesstraße vor. Eine Probegrabung auf seiner Höhe i. J. 1963 ergab eine dünne Wohnschicht mit keltisch-römischer Keramik, die wiederum das Zusammenleben der Kelten und Römer, und zwar für den Pongau um den Beginn unserer Zeitrechnung erkennbar macht.

Paul Reinecke (†), *Fridolfing in früh- und vorge-schichtlicher Zeit*. 1962. 40 S. Herausgeber Franz Ludwig, Tittmoning.

Fridolfing im Landkreis Laufen ist durch sein großes merowingisch-bajuwarisches Reihengräberfeld der Fachwelt schon lange bekanntgeworden. Weit über 1000 Bestattungen sind dort seit etwa 1820 meist bei Schottergewinnung zutage gekommen. P. Reinecke, der Altmeister bayrischer Urgeschichtsforschung, hat sich in seinem Ruhestand um das Gemeindegebiet besonders angenommen und so ist eine aufschlußreiche Urgeschichte Tittmonings entstanden, um deren Herausgabe sich F. Ludwig bemüht hat. Anzumerken wäre nur der Wunsch nach einer Fundkarte und einigen bezeichnenden Abbildungen.

Helene Ritter, *Die Vor- und Frühgeschichte des Chiemgautales*. Jahreshefte für Karst- und Höhlenkunde, Heft 3, München. 1963. S. 271—322. 13 Abb. 103 Anmerkungen.

Die vorliegende Arbeit ist besonders beachtenswert, da sie aus der Hand der langjährigen Mitarbeiterin des verstorbenen Direktors der prähistorischen Staatssammlung in München, Prof. Dr. Friedrich Wagner, Fr. Dr. H. Ritter stammt, die die besten Einblicke in das bayerische Fundmaterial gewinnen konnte. Von der Altsteinzeit angefangen bis ins Frühmittelalter werden alle Kulturperioden nach dem heutigen Stand der Forschung kurz charakterisiert und der Fundbestand in seinen wichtigsten Erscheinungen aufgezeigt. Die reichlichen Literaturangaben ermöglichen ein tieferes, wissenschaftlicheres Eindringen in den Gegenstand. Als recht wertvoll sind auch Beilage I, Verbreitung der römischen Funde, und Beilage II, Reihengräber im Chiemgau zu bezeichnen.

Die Arbeit gibt nicht nur dem Fachmann einen willkommenen Überblick über die Urgeschichte des Chiemgautales, sondern ist in ihrer klaren und flüssigen Schreibweise auch volksbildnerisch von großem Wert.

Für Salzburg ist die Schrift von besonderem Interesse, da die Verfasserin es nicht unterläßt, auch die vielfachen Beziehungen zum salzburgischen „Hinterland“ fallweise aufzuzeigen. Der Schrift möchte man nur leichtere Zugänglichkeit durch selbständiges Erscheinen wünschen.

M. Hell

Herbert Mitscha-Märheim, *Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren*. Die Völkerwanderungszeit in Österreich, Wollzeile. Wien. 1963. 208 S. Mit Karte und vielen Abbildungen.

Univ.-Prof. Dr. Herbert Mitscha-Märheim als berufener Vertreter der Er-

forschung der österreichischen Völkerwanderungszeit (400—800 n. Chr.) unternimmt es, diese noch „dunkle Periode“, in der neben spärlichen Urkunden noch die Bodenfunde eine gewichtige Rolle spielen, nach dem heutigen Stand der Forschung aufzuhellen und die gewonnenen Erkenntnisse auch der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Die Darstellung umfaßt die Abschnitte: Das Chaos, 375—488; Das Zwischenspiel, 488—568; Morgenröte über Österreich, 568—800, und dazu noch einen Anhang.

Ohne auf den reichen Inhalt näher einzugehen, kann gesagt werden, daß das prächtige Buch seinem Zweck in weitgehendstem Maße gerecht wird.

Für das salzburgische Gebiet ergeben sich die folgenden Nachträge. Auf der Seite 188 (die Seiten 183 bis 189 sind nicht paginiert) sind noch die auf der Karte nicht eingetragenen Reihengräber Salzburg-Altstadt als Nr. 14 und Salzburg-Gnigl als Nr. 15 nachzutragen. Die auf Seite 188 angegebene Literatur ist zu ergänzen wie folgt: M. Hell, Bajuwarengräber aus Liefering. Wiener Prähist. Zeitschr. XIX. 1932, S. 173—193. Ders., Ein Baiwarengrab aus Oberndorf. *Archaeologia Austriaca*, 4, 1949, S. 122—124. Ders., Ein Gräberfeld der Merowingerzeit in Anif b. Salzburg. *Mittlg. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde*, 98, 1958, S. 244—260. Ders., Frühmittelalterliche Bodenfunde aus Salzburg-Stadt. *Mittlg. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde*, 99, 1959, S. 139—151. M. Hell

Alois Kieslinger, *Die nutzbaren Gesteine Salzburgs*. Vierter Ergänzungsband zu den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. XII, 436 S. Verlag „Das Bergland-Buch“ Salzburg/Stuttgart 1964.

In fast allen Zweigen der Wissenschaft wird durch das immer breitere Anschwellen des anfallenden Materials und durch die Verfeinerung der Arbeitsmethoden eine Spezialisierung erzwungen, die zwar viele Vorteile, aber auch manche bedenkliche Folgen hat. Um so begrüßenswerter ist jede Form des Brückenschlages zwischen verschiedenen Disziplinen. Begreiflicherwise gelingt er am ehesten bei untereinander verwandten Wissenschaften. Es ist die besondere Eigenart unseres Autors — der Ordinarius für Geologie an der Technischen Hochschule in Wien ist —, daß er einen solchen Brückenschlag zwischen anscheinend völlig disparaten Forschungsrichtungen möglich machte: nämlich zwischen seinen eigenen Fachgebieten, der theoretischen Geologie, Petrographie und technischen Geologie einerseits, Geschichte und Kunstgeschichte andererseits, wobei besonders für die Kunstgeschichte ganz neue Aspekte entstehen. Kieslinger hat dies bisher vor allem in seinem Buch über „Die Steine von Sankt Stephan“ (1949) und in dem Band über „Die nutzbaren Gesteine Kärntens“ (1956) mit großem Erfolg durchgeführt.

Dem Kärntner Band folgt nun ein nach gleichartigen Grundsätzen aufgebauter Band über Salzburg, dem jahrzehntelange unerhört mühevollere Untersuchungen petrographischer, aber auch archivalischer, kunstgeschichtlicher und technologischer Natur vorausgingen. K. verbindet in glücklicher Weise ein profundes geologisches und petrographisches Wissen mit einem erstaunlichen Spürsinn in der Auffindung der Verwendungsbeispiele, besonders an künstlerischen Bau- und Bildwerken (wobei deren sorgfältige Untersuchung und die weitgehende Heranziehung von Archivalien sowie zahlreiche mündliche Erkundigungen sich ergänzen). Ganz besonders kommt dies in den Listen der Verwendungsbeispiele für den Adneter Marmor (S. 185—189, 211, 212 f., 215, 221, 223, 227 f., 230—242, alles kleingedruckt) sowie für den Untersberger Marmor (303—317), deren Verbreitungsbereich sich über große Teile Europas erstreckt, zum Ausdruck. Diese beiden wichtigsten österreichischen Marmorvorkommen (Marmor im technischen, nicht im geologischen Sinn) nehmen überhaupt in diesem Buch einen besonders breiten Raum ein (Adneter Marmor und Verwandte 148—249, Untersberger Marmor 262—318). Verf. legt Gewicht auf die Feststellung, daß eine allseitige monographische Bearbeitung dieser beiden Marmorvorkommen bisher

fehlte und somit hier eine empfindliche Lücke geschlossen wurde; das gilt sowohl für die Sedimentpetrographie als auch für die Verwendungsgeschichte, Technik der Gewinnung und Bearbeitung und Verfrachtung. Besonders beim Adneter Marmor, aber auch bei anderen Gesteinen vermochte K. das Vorhandensein bestimmter „Gesteinsmoden“ in den verschiedenen geschichtlichen Epochen nachzuweisen. Neben den historischen Beispielen wird auch eine Unzahl von modernen Verwendungen der Salzburger Gesteine angeführt. Auch der Bautechniker und Architekt findet somit in dem Buch eine Fülle wertvoller Mitteilungen und Anregungen.

Behandelt werden nicht sämtliche im Lande vorkommenden Gesteine, sondern eben nur die nutzbaren. Die Anordnung erfolgt in der Weise, daß jeweils die metamorphen (durch Einwirkung von Druck und Temperatur in größerer oder geringerer Tiefe umgewandelten) Gesteine nach den nichtmetamorphen Ausgangsgesteinen behandelt werden. Die Gruppen sind daher:

1. Erstarrungsgesteine und deren Umprägungen (Zentralgneis, Gabbro, Peridotit, Serpentin, Talkschiefer, Diabas, Grünschiefer, Amphibolit);

2. Mechanische (klastische) Sedimente und deren Umprägungen mit den Untergruppen Schlammgesteine (Tone, Phyllite, Glimmerschiefer, Schiefergneise), Sandgesteine (Sandsteine, Quarzite) und Schottergesteine (Lockersedimente von größerem Korn, Konglomerate, Breccien);

3. Chemische und organische Gesteine und deren Umprägungen (dichte Kalke, Kalktuff, halbmetamorphe und vollmetamorphe Kalkmarmore; Mergel, Kalkphyllite, Kalkglimmerschiefer; Dolomite, Dolomitmarmore; Rauhacken, Magnesit, Anhydrit und Gips).

Es ist im Rahmen dieser Besprechung unmöglich, über sämtliche Gesteine zu referieren. Wir müssen uns mit besonders markanten Beispielen begnügen. So wird über den Serpentin S. 17 festgestellt, daß seine Verwendung in den Hohen Tauern besonders im 16. Jahrhundert blühte, einerseits wegen des damaligen Reichtums der Gewerkenfamilien, andererseits wegen der in dieser Zeit auch anderwärts konstaterbaren Mode des grünen Steins. Ausführliche Angaben über die Geschichte des Serpentinabbaues im Gasteiner Tal mit zahlreichen Verwendungsbeispielen schließen sich an.

Im Abschnitt über den Diabas interessieren vor allem das Kärtchen S. 30 und die Ausführungen über den Diabasbruch von Saalfelden S. 31 ff. (mit chemischer Analyse, Angabe der Werte für Festigkeit, Hitzebeständigkeit usw. sowie Einzelheiten über den Betrieb).

Das Kapitel über die Flyschsandsteine (61 ff.), mit Hinweis auf die Herkunft vieler Platten in der Stadt Salzburg vom ehemals salzburgischen Högelberg sowie das über die Eozänsandsteine von Mattsee, Seeham, St. Pankraz (67 ff.) seien nur kurz genannt, ebenso die Ausführungen über die Quarzite von Zederhaus (75 ff.) und Tweng (81 f.) sowie über das Gosaukonglomerat von Glasenbach (94 f.).

Ungleich wichtiger wegen ihrer vielseitigen Verwendung ist die zwischenzeitliche Salzburger Nagelfluh (96 ff.). In der Stadt Salzburg verwendeten so gut wie alle älteren Bauten dieses Gestein, ebenso sind fast alle älteren Kirchtürme vom Paß Lueg bis weit ins Vorland hinaus aus ihm errichtet. Verf. schließt sich der Aufgliederung in eine ältere und eine jüngere Nagelfluh an; die ältere (Salzburger Nagelfluh i. e. S.) entstammt der Mindel-Riß-Zwischeneiszeit und baut den Mönchsberg, Rainberg, Hellbrunner Hügel sowie die Überdeckung des Adneter Riedels auf, die jüngere oder Gollinger Nagelfluh aus der Riß-Würm-Zwischeneiszeit ist besonders in neuerer Zeit durch den Steinbruch Torren bedeutsam geworden. Geschichtlich interessant ist die Bemerkung, daß der Bergsturz von 1669 nichts mit rascher Verwitterung und dadurch bedingtem Steinschlag zu tun habe — denn die starke Verkittung erzeugt eine große Festigkeit und Wetterbeständigkeit der älteren Nagelfluh —, vielmehr

auf Ablösung von Entspannungsplatten zurückzuführen sei. Auch die Erörterung sämtlicher alten Steinbrüche des Mönchsberges (100 ff.) ist für den Lokalhistoriker wertvoll. Daß hier auf die Angabe von Verwendungsbeispielen verzichtet wird, ergibt sich aus obigem von selbst. Anders bei der Rainbergnagelfluh (105 ff.): hier wird nicht nur die Geschichte des Abbaues, sondern auch eine Reihe von Verwendungsbeispielen gebracht. Nicht allgemein bekannt dürfte sein, daß auch das Steinerne Theater am Hellbrunner Hügel ein alter Steinbruch war (115). Ausführlich werden auch der Steinbruch Torren (118 ff.), die Beschaffenheit seines Gesteines (das wesentlich weniger verkittet ist als das der älteren Nagelfluh), dessen technische Eigenschaften, Gewinnungsvorgang, Verwendungsart und -beispiele diskutiert.

Von den Brüchen auf Dachsteinkalk (137 ff.) werden besonders die südlich Golling, ferner bei Grödig und Glanegg, bei Unken und am Mandlingzug besprochen.

Nun zu den Adneter „Marmoren“ (148 ff.). Sie sind oberrhätische und liassische Kalke; zwischen beiden Gruppen besteht eine Schichtlücke, die Liaskalke greifen über ein verkarstetes Abtragungsrelief über, wobei die Schichtunterbrechung örtlich variiert, da der Lias nicht überall mit den tiefsten Anteilen transgrediert. Dabei wurden die Hohlräume der durch Verkarstung und Verwitterung aufgelösten rhätischen Korallen durch roten Liaskalk ausgefüllt, was auf Einschwemmung roten Tonschlammes vom lateritbedeckten Festland her zurückgeführt wird. Zu den rhätischen Kalken gehören die verschiedenen „Tropfmarmore“ mit ästigen Korallenstöcken und der „Urbano“ mit großen nichtstengelligen Korallen. Bei den Liaskalken überwiegen die roten Knollenkalke, deren Knollen in einer mergelig-tonigen Grundmasse liegen; die Knollen sind in vielen Fällen plattgedrückte Ammoniten, in anderen Fällen Schlickgerölle. Im Hangenden der Knollenkalke folgt eine massige Bank mit deutlichen Bewegungsspuren, die auf Gleitungen und Rutschungen im erst teilweise verfestigten Material („paradiagenetische“ Bewegungen) zurückzuführen sind; die kalkreicheren Bänke haben sich rascher verfestigt als die mergeligen Lagen, diese wurden ausgequetscht, die halbverfestigten Bänke zerrissen und rutschten in den Brei der weichen Schichten hinein, in dem sie nun in allen möglichen Stellungen stecken. Wo diese massige Bank als Knollenkalk mit weißer, aus Kalkspat bestehender Zwischenmasse ausgebildet ist, spricht man von „Scheck“. Auch in diesem schwimmen große Schollen des gewöhnlichen Knollenkalkes, in den übrigens der Scheck gelegentlich seitlich übergeht (Abb. 61, S. 168). Auch die Entstehung des Schecks möchte K. auf paradiagenetische Gleitungen im halbverfestigten Wattenschlick und auf Wellengang im Seichtwasser zurückführen; zur Erklärung der weißen Kalkspatfüllung denkt er an Mitwirkung von Koagulationsvorgängen bei der Knollenbildung, wobei die Zwischenräume zwischen den sich allmählich verdichtenden Knollen durch Kalkspat ausgefüllt wurden.

Ausführlich werden die verschiedenen Gesteinssorten und ihre Eigenschaften besprochen. Dagegen verzichtet K. auf die Altersaufgliederung des Adneter Lias, wie sie einst W ä h n e r mit Hilfe der Ammoniten durchführte, weil die von Wähner genannten Steinbrüche mittlerweile ihre Namen gewechselt haben und nicht mehr auffindbar sind. Für die Zwecke des vorliegenden Buches ist ja wohl auch eine genauere paläontologische Bearbeitung entbehrlich. Angaben über Chemismus, Wetterbeständigkeit, Verhalten beim Brande, Blockgröße (mit vielen Beispielen) folgen. Historisch von besonderem Interesse sind die Forschungsergebnisse über die Verfrachtung, die früher vorzugsweise auf dem Wasserwege erfolgte und daher große Umwege einschlug (Abb. 71, S. 192: Verfrachtung nach Wilna 1552). Technisch bedeutsam sind die Ausführungen über Gewinnungsmethoden und Bearbeitung (mit Sonderausbildungen: eingelegte Steine, Marmorniello, bemalte Steine, Steinätzung). Ein ausführliches Verzeichnis der Steinbrüche — mit 41 Nummern —, das durch einen beigegebenen Plan im

Maßstab 1:2880 ergänzt wird, leitet über zur Verwendungsgeschichte, die besonders den Historiker und Kunsthistoriker fesseln wird.

Aus römischer Zeit ist nichts Sicheres erhalten, aus der Romanik nicht allzuviel. Dafür schwillt die Verwendung in der Gotik ungeheuer an, vor allem in der österreichisch-bayrischen Grabsteinplastik. Bis etwa 1475 wird ausnahmslos einfacher roter Adneter Kalk verwendet. Von da an tritt — im Zusammenhang mit einer auffallenden Verstärkung des Reliefs — der Scheck an die Stelle des einfachen roten Kalkes, besonders der Rotscheck, wobei durch die weißen Adern vielfach eine offenbar gewollte Unklarheit der Gestaltung eintritt (K. versucht sie sowohl geistesgeschichtlich als auch formgeschichtlich zu erklären). Zu den Grabsteinen, unter denen das Friedrichsgrab in St. Stephan hervorragt, treten in der Spätgotik zahlreiche Taufsteine und Kanzeln. Die Barockzeit, die den Adneter Marmor auch für Profanbauten viel verwendete, bevorzugte den „rot-grauen Schnöll“, der Klassizismus hingegen blässere Farbtöne (gelben, grauen, grünen Tropfmarmor, Urbano). Im 19. Jahrhundert wurden Adneter Marmore besonders in München und Wien (Ringstraße) verwendet, im 20. z. B. für die Reichskanzlei in Berlin, für Autobahnbrücken, für die neuen österreichischen Bahnhöfe und viele andere Wiederherstellungsbauten oder auch Neubauten.

An die lange Liste besonders neuerer Verwendungsbeispiele werden noch andere Vorkommen von Adneter Marmor angeschlossen: so im Wiestal, bei St. Jakob, bei den Salzachöfen, am Breitenberg (Osterhorngruppe), bei Lofer und Unken.

Von jüngeren Jurakalken sei besonders der *Plassenkalk* erwähnt, zu dem auf Grund der Mikrofauna auch das Gestein des Reindlbruches am Nordwestfuß des Untersberges (252 ff.) gerechnet wird. Aus ihm stammen drei Plastiken Balthasar Permosers.

Viel jünger, zur Gosaukreide gehörig, ist der eigentliche Untersberger „Marmor“ (262 ff.). Er ist nach K. ursprünglich ein Konglomerat, z. T. Breccie; unter dem Mikroskop zeigen sich Gerölle aus Trias-, Hierlatz-, Plassen- und anderen Jurakalken. Durch die stark vorgeschrittene Diagenese wurde das meist aus kleinen Körnern bestehende Gestein weitgehend homogenisiert und bekam dadurch die Eigenschaften eines dichten Kalkes (weshalb es auch K. im Rahmen der Kalkgesteine behandelt). Nach Anführung der Sortenbezeichnungen, des Chemicismus, der Karsterscheinungen, der Festigkeitswerte, Spannungserscheinungen, Wetterbeständigkeit, des Verhaltens im Brande, der Bankung und Klüftung — wovon letztere die Ausbringung an wertvollen Blöcken auf rund 10 Prozent reduziert — werden wiederum die Steinbrüche genau besprochen; auch hier dient eine Planskizze 1:2880 (nach Aufnahme von R. Fill 1931 ergänzt 1961) der leichteren Orientierung.

Die Verwendungsgeschichte setzt früher ein als beim Adneter Marmor, da schon der keltische Kopf von der Festung Hohensalzburg aus Untersberger Marmor besteht und die Römer diesen für viele Grabsteine, Meilensteine usw. verwendeten. Auch im Mittelalter hatte er lange eine führende, den Adneter Marmor weit überragende Bedeutung. Erst von der Mitte des 13. Jahrhunderts an überwiegt dieser. In der Renaissance und Barockzeit nimmt jedoch die Verwendung des Untersberger Marmors wieder sprunghaft zu, so für die Bauten der Erzbischöfe (Domfassade, Plastiken im Mirabellschloß und -garten), aber auch außerhalb von Salzburg (die Zürnschen Engel in Kremsmünster, die Plastiken an der Wiener Grabensäule usw.). Aus dieser Zeit legt Verf. zahlreiche Akten über die Steingewinnung vor. Im 19. Jahrhundert folgten die Arbeiten für München; die Besitzverhältnisse an den Steinbrüchen waren damals zunächst recht ungeklärt (292 f.).

Nach den Angaben über die Technik der Steingewinnung von der Frühzeit bis zur Gegenwart und über die Bearbeitung (unter Einschluß besonderer Behandlungsarten) folgt die schon eingangs erwähnte lange Liste von Verwen-

dungsbeispielen besonders in Wien, Oberösterreich, Salzburg, München, die sich aber auch auf das übrige Europa, vereinzelt sogar auf die USA, erstreckt.

Von weiteren Gesteinen seien der Kalktuff von Plainfeld (323 ff.), der körnige Marmor von Ramingstein (336 f.), die neokomen Zementmergel von Gartenau (343 f., mit Querschnitt durch den Abbau, Abb. 116), die Rauhwacken (360 ff.), deren Entstehung im Gegensatz zu einseitigen Erklärungsversuchen auf verschiedene Vorgänge zurückgeführt wird, der Magnesit der Grauwackenzone und des Lammertales (370 f.) und die Vorkommen von Gips (372 ff., mit Kärtchen, Abb. 122 und 123) genannt.

Anhangsweise folgen Bemerkungen über die Kugelmühlen (377 ff.), über Arbeiten in Steinguß (379 ff.), über Glashütten (384 f.), über die Salzburger Steinbrücken (385 ff., mit detaillierter Liste der Steinverwendung an der Autobahn), über Gesteine für Zementherzeugung (388 f.), Kalkbrennen (389 f.), Wasserbau (390 f.), Straßenbau (391 ff.) usw.; endlich eine Übersicht über die in Salzburg verwendeten fremden Gesteine (397 ff.).

Ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein Künstlerverzeichnis, ein Ortsnamen- und ein Sachregister, zahlreiche gut gewählte Bilder und prächtige Farbtafeln vor allem von den Marmorsorten erhöhen den Wert des in jeder Hinsicht gut ausgestatteten Buches.

Demgegenüber fallen einige Unstimmigkeiten kaum ins Gewicht. Sie seien für eine eventuelle Neuauflage angemerkt:

S. 14 wird vom Gabbro von Gschwendt bemerkt, daß er vor rund 100 Jahren noch als anstehend festgestellt werden konnte; die gleiche Feststellung kann man auch heute noch machen (Plöschinger). S. 24: Die Zuweisung des Streifens zwischen unterem Fuschier- und Wolfbachtal zu den Radstädter Decken ist heute nicht mehr unbestritten. S. 27: Zur Angabe, die Abbaue der Talkschiefer seien durchwegs an die Tauernschieferhülle gebunden, steht das gleich danach erwähnte Vorkommen von Lessach im Widerspruch. S. 52: Der Glanriedel befindet sich nicht oberhalb des Rosittengasthauses, sondern südwestlich des Glangegger Hügels. S. 97: Der Hügel von Morzg besteht nicht aus interglazialer Nagelfluh, nur an seinem westlichen Nordrand befand sich ein kleines, heute fast verschwundenes Vorkommen. S. 124: Wankham liegt nicht in Salzburg, sondern in Oberösterreich. S. 248 f.: Die hier angeführten Liaskalke vom Paß Lueg sind identisch mit dem schon S. 243 f. angegebenen Zug Tuschenbrücke — östlich Maria Bruneck. S. 261: Der Radiolarit wäre besser vor den Malmkalken zu reihen. S. 264: Die Verwerfungen bei Fürstenbrunn setzen den Untersberger Marmor nicht gegen Plassenkalk, sondern gegen Dachsteinkalk ab. S. 325 ist versehentlich vom „Innufer“ zwischen Tittmoning und Burghausen die Rede. S. 339: Der Angertalmarmor hat nichts mit den Glimmerschiefern der oberen Schieferhülle zu tun, er liegt stratigraphisch und tektonisch in einem tieferen Niveau. S. 394, Abs. 2, Z. 2: statt „Plassenkalk“ muß es heißen „Plattenkalk“.

Walter Del-Negro

Franz Fuhrmann, Salzburg in alten Ansichten, die Stadt. Residenzverlag Salzburg 1963. 385 S., 175 Bildwiedergaben, davon 52 Farbtafeln, 61 Schwarzweißtafeln und 66 Abbildungen im Text. 940 S.

In den letzten Jahrzehnten ist das Interesse für das alte Salzburg mächtig angestiegen. Neben vielen Ausstellungen und Vorträgen, Ereignissen, die schnell verwehen, waren wohl die größten Anreger dazu die Arbeiten von Richard Schlegel, die ausschließlich dem älteren Befund gewidmet waren, weiters — nur vom Künstler aus gesehen und auf die Romantik eingeschränkt — Heinrich Schwarz' „Salzburg und Salzkammergut. Die künstlerische Entdeckung der Stadt und der Landschaft im 19. Jahrhundert“, dessen drei Auflagen wie ein Strom immer reicher und breiter wurden und dessen Schwerpunkt die vielen Stadt-



bilder waren, endlich die Vorgänge in den Jahren 1955—1959 um den Dom: die Wiederauffindung des alten Doms mit der wie a tempo erfolgten Entdeckung der Vianenschen Zeichnungen und die Wiederherstellung und Weihe des neuen Doms, Ereignisse, die eine Menge von Diskussionen, Vorträgen und Schriften auslösten und vielen Menschen das Herz der Altstadt nun ganz nahe brachten und sie die frühen Darstellungen der Stadt immer aufmerksamer betrachten ließen.

Die Bekrönung dieser Entwicklung ist das obengenannte Prachtwerk von Franz Fuhrmann. Kaum eine andere Stadt — wenn wir von den alten Weltstädten absehen — in Mitteleuropa oder in Österreich im besonderen dürfte so etwas besitzen. Freilich bietet auch kaum eine andere Stadt solche Vorbedingungen dafür: Einmal der ungewöhnlich gute Erhaltungszustand der Altstadt, der die Voraussetzung für das liebevolle Interesse am Früheren ist. Weiters die bis in das Herz hineingeschobenen bewaldeten Felsberge: Ihnen kommt nicht nur ein Hauptverdienst an dieser Erhaltung zu, da sie den Gassen und Plätzen die alten Kulissen gewährleiten und ein Hineinfressen neuer Stadtteile verhindern, sondern vor allem leiten sie die wilde, freie Natur bis in dieses Herz hinein. Und dies war es wiederum, was die deutschen Maler der Romantik verlockt hat, Salzburg so vielfältig wiederzugeben und es zu einem Zentrum der romantischen Malerei zu machen. Wir Heutigen empfinden die Kostbarkeit dieses Stadtbildes noch stärker; denn die Bomben des letzten Krieges haben so viele andere Kulturstädte des Hl. Röm. Reiches und fast alle vom gleichen Typ — die großen bischöflichen Hauptstädte Mainz, Trier, Münster, Hildesheim, Paderborn, Würzburg — zerstört.

Der ca. 40 Seiten zählende Text, zu dem noch 80 Seiten mit der katalogmäßigen Beschreibung der Bilder und den ausführlichen Künstler- und Literaturverzeichnissen dazukommen, beginnt mit einer schönen, konzisen, die neuesten Forschungen einbeziehenden Schilderung der Stadtentwicklung. Dann folgt die allgemeine und die besondere Besprechung der Bilder nach geschichtlichen, kunstgeschichtlichen und topographischen Gesichtspunkten. Sie enthält eine Fülle von neuen Gedanken, Anregungen und erstmals gesehenen Zusammenhängen. Es sei z. B. auf die ausgezeichnete Abhandlung über die topographische Glaubwürdigkeit der Bilder, das Eingehen in die technischen Voraussetzungen und den Charakter der Reproduktionsarten, Kupferstich, Radierung etc., die Frage der Attika auf dem ehemaligen Hofstall, die Hervorhebung der Achse der Franziskanerkirche als dem Richtmaß für die neue Domstadt, auf die tieferschürfenden Darlegungen über den Organismus der Stadt und seinen Abbau, auf die Nennung der wenigen bestimmenden „klassischen“ Hauptansichten hingewiesen. Weiter kann in diesem Rahmen auf den Text nicht eingegangen werden; es sei nur zusammenfassend gesagt, daß daraus ein vieljähriges, tiefes, liebendes und siegreiches Ringen um die Seele der Stadt hervorgeht.

Freilich wird die Prachtausstattung des Werkes und damit der Preis (der dabei im Verhältnis zum Gebotenen nicht hoch erscheint) nicht allzu vielen wirklichen Freunden der Stadt es möglich machen, dasselbe ausführlich und sorgfältig zu studieren oder es gar als Nachschlagwerk zu Hause zu haben. Doch tut das dem Werke selbst keinen Abbruch.

Auf zwei andere Punkte muß allerdings hingewiesen werden, die das Ausschöpfen ein wenig erschweren: einmal die etwas zu ausführlich geratenen Erörterungen der begrifflichen, philosophischen und kunsthistorischen Voraussetzungen sowohl zu Anfang wie in den Einleitungen der einzelnen Stilabschnitte. Man muß sich durch diese allerdings wohlschmeckenden Pfannkuchenberge erst zum engeren Thema durchessen. Weiters: die meisten Bilder werden zweimal, manche dreimal besprochen, das erstmal künstlerisch, das zweitemal topographisch, und zwar mehr im großen Rahmen (beides im Text), das drittemal (im Katalogteil) zum Teil ebenfalls topographisch, diesmal jedoch auf das

spezielle Bild beschränkt. Die dabei unvermeidlichen Wiederholungen und Überschneidungen sind nicht häufig, was von einer riesigen Sorgfalt zeugt. Nun möchte man in vielen Fällen die Besprechungen eines Bildes, vor allem die zweite und die dritte, beieinander haben, bzw. in Anbetracht dieser Disposition, die auch manche Vorteile hat, unmittelbar nacheinander lesen, also leicht aufschlagen können. Das wird einem aber nicht ganz leicht gemacht: Man gelangt nur schwer und auf Umwegen von den Tafeln zu den verschiedenen, das betreffende Bild behandelnden Stellen, ebenso vom Katalogtext aller Bilder zu deren weiteren Besprechungen. Vielleicht würde das Heraussetzen der Nummern von Tafeln und Abbildungen im Textteil an den Seitenrand die Sucharbeit beschleunigt haben. Diese etwas zu geringen Hinweis-Verklammerungen sind allerdings in der schwierigen und etappenweise erfolgten Herstellung des Werkes begründet.

Die Wiedergabe der Bilder ist im großen und ganzen sehr gut; freilich, um das durchgehend beurteilen zu können, müßte man jeweils die Originale daneben halten können. Einige Wiedergaben sind unbefriedigend, z. B. das Ölbild von Schoppe aus der Dresdener Gemäldegalerie. Endlich war die Wahl des für Tafel 1 verwendeten Exemplars der Schedelschen Chronik nicht ganz glücklich.

Sehr schön ist die Reihenfolge und Auswahl der Bilder getroffen: Aus der Zeit vor Wolf Dietrich wurden nach Fug und Recht alle Bilder aufgenommen. Von da ab sind zwischen die Gesamtansichten und Panoramen Teilansichten in glücklicher Weise eingestreut, so daß Eintönigkeit vermieden ist. Ebenso glücklich ist der geographische Rahmen gezogen: er umgreift noch Maria Plain und die Sommersitze vor der Stadt, die als ihre Ausstrahlungen unbedingt dazu gehören. Nur der Stahlstich von der Zistelalm (Abb. 62) scheint mir den Rahmen zu sprengen. Daß im übrigen jeder seine Lieblingsansichten und -bilder hat, andere weniger schätzt und daher manche Aufnahme oder Nichtaufnahme bzw. manche Verwendung als Textabbildung oder als Tafel anders wünscht, ist natürlich und unvermeidlich. Mir z. B. wären die sehr aufschlußreichen Panoramen „vor 1663“ in St. Peter (Abb. 16 und 17) trotz ihres un-restaurierten Zustandes als Tafeln lieber gewesen. Auch fehlt mir ein Bild des Markt- oder Kollegienplatzes mit der Kirche, den ich für charakteristisch halte, ebenso eine Ansicht des Kapitelplatzes nach Süden, also mit der Schwemme. Dafür hätte ich wieder auf die beiden Kupferstiche des Residenzbrunnens auf Tafel 17 und Abb. 19 verzichtet, da dieser auf den Tafeln 19, 26 und 53 gut zu sehen ist. Freilich sind auch da Schwierigkeiten zu berücksichtigen gewesen, die auf Seite 291 aufgeführt werden. Das Hauptziel mußte sein, alle für die früheren Zustände des Stadtbildes wichtigen Aussagen aufzunehmen. Und das war angesichts der in den letzten zwei Jahrhunderten, in denen die Anzahl sehr zunimmt, wachsenden Gefahr, entweder zu wiederholen oder etwas Wesentliches auszulassen, nicht leicht. Diese Aufgabe ist — mit Hilfe von sehr viel Fingerspitzengefühl — gelungen. Nicht zu übersehen ist bei dieser Auswahl endlich auch das Verdienst, etwa 60 bisher noch nicht reproduzierte Ansichten der Öffentlichkeit geschenkt zu haben.

J. M.

Hans Wagner, Salzburgs Geschichte im Überblick. Österreich in Geschichte und Literatur, 7. Jg. 1963, Heft 6, S. 204—216.

Eine ausgezeichnete Skizze, in der die wesentlichen Züge, welche die Geschichte des Erzstifts charakterisieren, scharf umrissen sind und namentlich auch die Unterschiede hervorgehoben werden, die das historische Gesicht des Landes gegenüber den anderen österreichischen Bundesländern, aber auch gegenüber anderen deutschen Reichsstiften ausprägen. — Ein kleiner Druckfehler: S. 209, Zeile 20 von unten sollte es Lengberg statt Lengfeld heißen. H. K.

Kanonikus Josef Lahnsteiner, *Ur- und Pfarrgeschichte Stuhlfelden*. Salzburg (eb. Seelsorgeamt) 1963, Maschinabzug, 40 Seiten.

Anlässlich der Tausend-Jahr-Feier der erstmaligen Nennung des Ortes, der Urfparre des Oberpinzgaus, stellte der verdiente Heimatforscher namentlich aus den Pfarrakten und Kirchenrechnungen zahlreiche Einzelheiten zur Geschichte derselben zusammen. Besonders verdienstvoll ist die Aufhellung der Geschichte der ziemlich zahlreichen Kapellen des Bezirkes.

H. K.

Michael Arenth, *Bartholomäus Holzhauser und sein Weltpriesterinstitut*. Würzburg 1959, 72 Seiten.

Eine Biographie und Würdigung dieses bedeutenden Mannes (geb. 1613 zu Laugna in Schwaben, † 1658 in Bingen) und eine Geschichte seiner Stiftung, gestützt auf die verstreute und sonst schwer zugängliche Literatur, aber auch auf bisher unbekannte archivalische Quellen (darunter solche des Konsistorialarchivs und anderer Archive Salzburgs). Für Salzburg ist sie deshalb von großer Bedeutung, als die erste Niederlassung seines Instituts im Erzstift erfolgte (Tittmoning 1640) und da dessen Anfänge überhaupt eng mit dem Erzbistum und dem Bistum Chiemsee verbunden waren.

H. K.

Lothar Hoffmann-Erbrecht, *Paul Hofhaimer in Salzburg*. Festschrift Heinrich Bessler, Leipzig 1962, S. 211—214.

Die Arbeit fördert aus den Rechnungsbüchern der Abtei St. Peter in Salzburg neue Einzelheiten über die Beziehungen des Meisters zu diesem Stifte zutage.

H. K.

Heimatismuseum Seekirchen, *Aus Vergangenheit und Gegenwart*. Folge 1, Jahrgang 1963 (Maschinabzug).

Am 26. Mai 1963 wurde das neue Seekirchner Heimatismuseum eröffnet, dessen Entstehen vor allem dem rührigen Oberschulrat Dir. Büchlmann zu danken ist. Aus diesem Anlaß legte das Heimatismuseum, das als Herausgeber erscheint, während als Schriftleiter der Hauptschullehrer Rudolf Uminsky zeichnet, das erste Heft einer Heimatzeitschrift vor. Es enthält außer den üblichen Festartikeln und einer Geschichte der Entstehung des Museums (Büchlmann) eine Reihe von kleineren heimatkundlichen Aufsätzen, die in vier Gruppen gegliedert sind: Aus der Vergangenheit, Kunst in Seekirchen, Aus der Gegenwart und Fundberichte.

Möge dem verdienstvollen Unternehmen ein fruchtbares und dauerndes Gedeihen beschieden sein!

H. K.

Heinrich Zimburg, *Die Baudenkmäler von Badgastein*. Badgastein (Verlag der Kurverwaltung) 1963. 63 S.

Das Büchlein stellt eine Zusammenstellung von Sonderabdrucken mehrerer Artikelreihen des Verfassers aus dem Jahrgang 1963 der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Badgasteiner BADEBLÄTTER“ dar. Der Titel sollte richtiger „Die kirchlichen Baudenkmäler“ heißen, denn die Darstellung betrifft die Nikolaus- und die Preimskirche in Badgastein, sowie die Kirche von Bockstein. Eingehend werden Geschichte und Gestalt dieser drei Kirchen behandelt und durch überaus zahlreiche Abbildungen illustriert.

H. K.

Dehio-Handbuch. *Die Kunstdenkmäler Österreichs, Salzburg, Land und Stadt*, von Franz Martin. Erneut durchgesehen und verbessert von Franz Fuhrmann. Fünfte, verbesserte Auflage. Verlag Anton Schroll u. Co., Wien-München, 1963. 131 SS.

In der neuen Auflage, die ein dringendes Erfordernis war, sind die Fehler der unzulänglichen vorigen beseitigt und die letzten Forschungsergebnisse sowie inzwischen eingetretene Veränderungen berücksichtigt worden. Sie erfüllt nun

völlig die Wünsche, die an das Kunsthandbuch Dehio gestellt werden müssen. Freilich haben Zeitdruck und die starke Beanspruchung des Bearbeiters durch andere Aufgaben (darunter das Riesenwerk „Salzburg in alten Ansichten“, siehe oben) ihn die Absicht noch nicht durchführen lassen, über die Korrekturen hinaus einiges umzugestalten, vor allem viele der treffenden und geistreichen Wendungen und Urteile von Franz Martin, die dem Text Leben und Charakter gaben und die der vorletzte Bearbeiter gestrichen hatte, soweit sie nicht überholt sind, wieder einzufügen. Dies wird wohl der nächsten Auflage vorbehalten sein, ebenso die Neuanlegung der Karten, deren Fehler für diesmal nur durch Fußnoten oder noch gar nicht berichtigt worden sind. J. M.

Götz Freiherr von Pölnitz, Anton Fugger. 1. Bd., 1453 bis 1535, Tübingen 1958. 2. Bd., 1536—1548 (Teil I: 1536—1543, Tübingen 1963), Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Komm. f. bayr. Landesgeschichte, Reihe 4, Bd. 6 u. 8, Studien zur Fuggergeschichte Bd. 13 u. 17.

Die Wirkungszeit Anton Fuggers, von dessen großer Biographie der verdienstvolle Fuggerforscher nun den zweiten Band vorlegt, entspricht der Epoche, während der das berühmte Haus seine wirtschaftlich und politisch weitestreichende Aktivität entfaltete. Dementsprechend ist auch die Darstellung im wesentlichen auf Weltpolitik und Weltwirtschaft ausgerichtet. Das verhindert jedoch nicht, daß der sehr reichhaltige wissenschaftliche Apparat eine Unmenge von Detailnachrichten über alle möglichen Fakten, Personen und Orte bietet, so daß z. B. auch die Salzburger Landesgeschichte Gewinn daraus ziehen kann. Die Stadt Salzburg besaß zwar keine der großen Niederlassungen der Fugger, schon deshalb nicht, weil das Haus an dem Salzburger Bergbau in nur bescheidenem Maße beteiligt war. Immerhin ging so manche Transaktion über diese Stadt, wo die Fröschelmoser, wie schon unter Jakob Fugger, ihre Korrespondenten waren. Allerdings kam es von 1542 an über den Kitzbühler Bergbau zu einem Konflikt zwischen den alten Geschäftsfreunden, die sich hier plötzlich als Konkurrenten gegenüberstehen (II/1 S. 553, 563, 576, 584). Daß die Fugger für den Erzbischof und andere kirchliche Institutionen, wie z. B. St. Peter, die Geldgeschäfte mit Rom besorgten, ist bei der Stellung, die sie am dortigen Geldmarkt einnahmen, nicht auffällig. Sehr interessant sind die Nachrichten über die etwas zweideutige Haltung, die Matthäus Lang im Jahre 1534 gegenüber den von den Fuggern finanziell unterstützten Bemühungen der Habsburger einnahm, dem Kardinalbischof von Trient, Bernhard v. Cles, auf den päpstlichen Stuhl zu helfen (I., S. 315 ff. und die dazugehörigen Anmerkungen). Auch an der Niederwerfung des Salzburger Bauernaufstandes von 1526 waren die Fugger durch Anleihegewährungen an Ferdinand von Österreich und den Schwäbischen Bund beteiligt. H. K.

Ludwig Welti, Graf Kaspar von Hohenems. Ein adeliges Leben im Zwiespalt zwischen friedlichem Kulturideal und rauher Kriegswirklichkeit im Frühbarock. 1573—1640. 52 Bildtafeln. 575 SS. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1963.

Nach den Biographien des Jakob Hannibal I. und der Brüder Mark Sittich und Wolf Dietrich hat Welti nun auch Kaspar, dem Bruder des Erzbischofs Marcus Sitticus und dem letzten Mehrer des Hauses an der Schwelle zum Niedergang, eine ausführliche Lebensbeschreibung gewidmet und damit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Salzburgs geleistet: Ohne die folgenschwere Ehe des Wolf Dietrich von Ems mit der Schwester des späteren Papstes Pius IV. Medici wäre Salzburg eine ganz andere Geschichte und vor allem ein völlig anderes Aussehen beschieden worden. Ja, diese Ehe hat durch ihre geistlichen Nachkommen, also in Salzburg und Rom, eine viel bedeutendere Auswirkung gehabt als in der kleinen Grafschaft selbst. Das hat auch Welti gewußt und hat

daher in seinem Buch die beiden Salzburger Fürsten der Sippe sehr stark einbezogen. Er hat, streng genommen, das Thema damit überschritten, ja seine Exkurse sind hie und da — etwa bei dem Besuch Kaspars in Hellbrunn mit der angehängten Beschreibung von Schloß und Garten — ein wenig forciert. Aber das kommt der Salzburger Forschung zugute: Auf Grund des reichen Hohenemser Archivs gelang es, Wolf Dietrich und vor allem Marcus Sitticus in ihrem Verhältnis zur Familie, in dem sich Herz, Charakter und Politik deutlich spiegeln, aber auch die allgemeinen Verhältnisse am Salzburger Hof sehr genau zu beleuchten und viele Züge aufzudecken. Eine Ergänzung findet nun auch J. Riedls Beitrag „Marcus Sitticus, Erzbischof von Salzburg, und sein Neffe Jakob Hannibal Graf von Hohenems“ in diesen Mitteilungen, Jahrgg. 4, 1864, der übrigens im Literaturverzeichnis nicht enthalten ist. (Siehe weiter dazu: Köchls kurze Biographie des Thomas Perger von Emslieb ebenfalls in diesen Mitteilungen Jahrgg. 92. 1954.) Das Zurechtfinden in dem neuen Band wird nur dadurch erschwert, daß kein Stammbaum beigegeben ist. Es kann nicht erwartet werden, daß ein solcher immer zur Hand ist, zudem ist der Stammbaum in der zuvor erschienenen Jakob-Hannibal-Biographie nur bis zur Generation des Kaspar geführt, die Ehen von dessen Kindern, Neffen und Nichten — ja selbst seine eigene — sind darin nicht mehr enthalten.

J. M.

Grete Lesky, Barocke Embleme in Vora u und in anderen Stiften Österreichs. Ein Vademecum für den Kunstwanderer. Hsg. v. Chorherrenstift Vora u in der Steiermark anlässlich der 800-Jahr-Feier seines Bestandes (1963). Auslieferungsstelle Buchhandlung Styria Graz. 242 Seiten, 42 Bildtafeln (8farbig).

Oft hört man heute die Klage darüber, daß der zeitgenössischen Jugend so viel an traditionellem Kulturgut verlorengegangen ist. In dem großen verfallenden Palast der abendländischen Kultur gibt es aber Kammern, deren Zugänge auch für Menschen verschüttet sind, die sonst noch mit den alten Traditionen unseres Erdteils eng verhaftet sind. Dazu gehört die Welt der Embleme, die in der Renaissance- und namentlich in der Barockzeit im Geistesleben Europas eine namhafte Rolle spielte, jetzt aber so gut wie ganz vergessen ist.

Die Embleme (Emblemata), auf deutsch auch Sinnbilder genannt, bestanden aus einem rebusartigen Bild („Ikone“, „Symbol“) und einem dazugehörigen Spruch („Lemma“, „Motto“, „Devise“). Als Beispiel sei das Titelbild des vorliegenden Buches angeführt. Ikone: Sonnenblume mit Sonne am Himmel, Lemma: *Versor cum astris* (Ich wende mich mit den Gestirnen = Ich folge meinem Stern). Das gleiche Bild kommt zweimal auch im Noviziatsgang von St. Peter in Salzburg vor (S. 78, 79), einmal mit dem Spruch: *Ad me conversio eius* (Zu mir ihre Wendung = Bekehrung), das andere Mal: *Usque ad occasum* (Bis zum Untergang). Besonders im 18. Jahrhundert wurden solche Embleme häufig zur malerischen Auszierung von Kirchen, Bibliotheken und anderen Räumen verwendet. Trotzdem, und obwohl es umfangreiche gedruckte und mit Stichen reich ausgestattete Sammlungen solcher Embleme (Ikonologien) gab, fanden sie, weil einer späteren Zeit das Verständnis für diese Übungen des Scharfsinns unserer Vorväter verlorenging, selbst in der kunsthistorischen Fachliteratur wenig Beachtung. Eigentlich bringt nur der Artikel „Emblem“ im Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte (1959) Ausführliches darüber. Da dort nur wenig österreichische Beispiele angeführt sind, ist es besonders zu begrüßen, daß die Verfasserin in dem vorliegenden, mit großer Sachkenntnis und sehr viel Liebe geschriebenen Büchlein sich mit der barocken Emblemkunst Österreichs befaßt.

Den Ausgangspunkt bildet dabei das steirische Chorherrenstift Vora u, wo Embleme in ganz ungewöhnlich reichem Maße als Wandschmuck verwendet sind und wo das Vorhandensein von zahlreichen Ikonologien in der Bibliothek das ehemalige große Interesse an diesen Dingen bezeugt. Aber auch viele andere

Vorkommen sind behandelt, wobei freilich eine Vollständigkeit nicht erreicht werden konnte. Um so mehr ist das Buch Kunstwanderern als Leitfaden zu empfehlen, um auf eigene Faust auf Entdeckungsfahrt auszuziehen.

Sehr erfreulich ist es, daß auch der reiche Schatz dekorativer Embleme des Stiftes St. Peter in Salzburg erschlossen wird, zumal da er der Öffentlichkeit kaum zugänglich ist: Untere Bibliothek, Noviziatsgang, Josefskapelle (Unteres Dormitorium), Immakulatakapelle der Stiftskirche (S. 75 ff., S. 145). Die Verfasserin vermerkt dazu, daß von den St. Peterer Emblemen, mit Ausnahme derer der letztgenannten Kapelle, kaum ein Stück von den barocken Ikonologien abhängig ist (S. 81). Das ist für den Kenner der Verhältnisse nicht wunderbar. Das Erfinden von Emblemen war nämlich im alten Salzburg ein beliebter Sport. Im 18. Jahrhundert wetteiferten die beiden obersten Gymnasialklassen der Salzburger Universität, die Poesie und die Rhetorik, jährlich vor dem Fronleichnamstag geradezu in der Massenproduktion von solchen. Es wurden dazu jeweils bestimmte Themen aufgestellt, gewöhnlich in antithetischer Form, wie Tag — Nacht, Armut — Reichtum. Gloria in excelsis Deo — in terra pax hominibus usw. Je 50 bis 100 Stück und darüber verfaßten jährlich die beiden Klassen, zum Teil wahrscheinlich unter Mitarbeit der Klassenprofessoren: Die Lemmata meist in Form von Distichen. Bilder und Texte wurden auf Kosten der Schüler ausgeführt und damit am Fronleichnamstag eine vor der Universität errichtete Triumphpforte — auch *Theatrum emblematum* genannt — geschmückt, die dann über die Oktav stehen blieb. Diese Originale sind freilich alle verlorengegangen, aus vielen Jahren haben sich jedoch die Texte unter den Universitätsakten (Salzburger Landesarchiv) noch erhalten. Im Jahre 1777 wurde der Brauch auf Veranlassung des Erzbischofs Hieronymus Colloredo eingestellt, der Anstoß daran nahm, daß die Embleme angeblich zum geringsten Teil einen Bezug auf das Altarsakrament aufwiesen.

H. Klein

Dipl.-Ing. Dr. mont. Franz Kirnbauer, *Die Entwicklung des Grubenwesens in Österreich*. Blätter für Technikgeschichte, hsg. vom Forschungsinstitut für Technikgeschichte in Wien, 24. Heft, 1962, S. 60—129.

Während es vor kurzem noch als herrschende Lehre gelten konnte, daß die ältesten Grubenkarten erst aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts datierten und aus dem Harz und dem sächsischen Erzgebirge stammten, weist der Verfasser nach, daß sich aus dem österreichischen Raume verhältnismäßig zahlreiche Stücke aus dem 16. Jahrhundert erhalten haben und die Erfindung demnach als österreichische — im heutigen Sinn — anzusprechen ist. Die ältesten bekannten Grubenkarten aber stammen aus dem Tiroler und Salzburger Salzbergbau: Eine Karte des Haller Salzbergs von 1531 und eine solche des Dürrnberger von 1535 (Salzb. Landesarchiv, abgeb. Bild 10 und 11). Unter Vorlegung eines reichen Abbildungsmaterials (44 Bilder) schildert der Verfasser dann die Entwicklung des markscheiderischen Rißwesens, wobei er drei Perioden aufzeigt: 1. Periode 1. Drittel des 16. Jahrhunderts bis um 1700 (sachlich, einfach, ohne Beiwerk), 2. Periode ca. 1700 bis 1760/70 (Überwuchern des Beiwerks, zahlreiche malerische Effekte), 3. Periode, 1760/70 bis Mitte des 19. Jahrhunderts (Rückkehr zur Sachlichkeit).

Eine Enttäuschung bereitet einem Salzburger die nähere Betrachtung des Bildes 44, das eine interessante bildliche Salzbergbaukunde aus der Zeit um 1720 aus dem O.Ö. Landesmuseum Linz wiedergibt. Nach Ansicht des Verfassers stammt sie aus dem Dürrnberger Salzberg, die angewandten Fachausdrücke sind aber nicht die halleinischen, sondern die im k. k. Salzkammergut üblichen (Sinkwerk = hall. Ankehrschurf, Schöpfgruben = hall. Schöpfbüten). Auch waren im Dürrnberg im 18. Jahrhundert Grubenwöhren, wie hier eine dargestellt zu sein scheint, nicht in Gebrauch.

H. K.

Alphons Lhotsky, *Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte Österreichs*. Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband XIX. Hermann Böhlau's Nachf., Graz/Köln 1964. XII und 496 S.

Österreich hat mit diesem Band ein neues Standardwerk erhalten. In zwei Teilen, einem systematischen mit einer Charakterisierung aller Quellen zur geschichtlichen Erkenntnis und einem deskriptiven mit einer Darstellung der historiographischen Quellen, auch bisher ganz unbeachtet gebliebener, werden bis zum Ende des Mittelalters in großartiger Fülle die Ergebnisse der akademischen Lehrtätigkeit und der unermüdlichen Forschungsarbeit des Verfassers der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Da das heutige österreichische Staatsgebiet für die Aufnahme entscheidend war, ist auch Salzburg für die ganze Zeit der Spätantike und des Mittelalters mitbehandelt. Damit steht parallel zu Österreich auch für das Erzstift ein einzigartiges Hilfsmittel zur Verfügung, auf das nicht eindringlich genug hingewiesen werden kann. Bisher gab es an Zusammenfassungen der zahlreichen und guten Literatur zur Salzburger Historiographie ja nur die Arbeiten von Gerhard Scheibner im Jahresbericht des Borromäums 1910/11 und von Maria Corinna Trdán, Beiträge zur Kenntnis der salzburgischen Chroniken des 16. Jahrhunderts (LK 54, 1914). Aber auch die österreichischen Quellen sind für die Erforschung der Salzburger mittelalterlichen Geschichte von größter Wichtigkeit. In Hinkunft wird nichts über das Mittelalter gearbeitet werden können, ohne die bei Lhotsky so vollständig und genau beschriebenen Quellen heranzuziehen. Schade, daß uns für Bayern nicht ein ähnliches Hilfsmittel zur Verfügung steht.

Nach einer Einleitung, die alle bisher vorhandenen Behelfe beschreibt und charakterisiert, folgen im systematischen Teil Charakteristika und Beispiele folgender Quellen zur geschichtlichen Erkenntnis: Natur, mineralische, tierische und pflanzliche Reste, menschliche Reste, Grabstätten, Siedlungen, Bauwerke, Textilien, Werkzeuge (und Waffen), Bilder, Zeichen (und Wappen), Sprache, Inschriften, handgeschriebene Denkmale im allgemeinen, Aufzeichnungen rechtlichen Inhalts, Personenverzeichnisse, Sachenverzeichnisse, Nachrichten, Notate und Hilfsmittel, Lebensbeschreibungen, Annalen, Chroniken, Tagebücher und Dichtungen. Hier in diesem Teil wird wissenschaftliches Neuland erarbeitet und selbst das entlegenste Schrifttum in einer bewundernswürdigen Literaturkenntnis herangezogen. Hier erschließen sich dem Forscher zum erstenmal die zahllosen Hilfsmittel, die alle seine Erkenntnis bereichern könnten und die fast immer zum größten Teil vernachlässigt werden, weil niemand an ihre Existenz denkt. So bildet die aufmerksame Lektüre besonders dieses Teiles zugleich eine systematische Schulung für den Erforscher des Mittelalters.

Schon in diesen allgemeinen, auf das Beispielhafte gerichteten Beschreibungen sind zahlreiche Salzburger Quellen enthalten, von den Berichten Fuhrmanns über die Domausgrabungen, den neugefundenen Ansichten Pauls von Vianen, den Forschungen zum Salzburger Wappen bis zu den Nonnberger Totenroteln, den Zehentverzeichnissen, Diözesanbeschreibungen und Konzeptbüchern.

Im zweiten Teil werden in chronologischer Folge die Quellen zu den einzelnen Landschaften beschrieben. Hier zeigt sich die gewaltige wissenschaftliche Leistung des Verfassers und seiner zahlreichen Schüler besonders im Spätmittelalter. Von der Beschäftigung mit der „Cronica Austrie“ des Thomas Ebendorfer von Haselbach, deren Edition wir in Kürze erwarten können, haben ja die Forschungen des Verfassers ihren Ausgang genommen. Die einzigartige Stellung Salzburgs im Frühmittelalter zeigt die Beschreibung der Denkmale aus dieser Zeit, die fast alle Salzburger Provenienz sind (S. 143—163). Ihnen folgen die Salzburger Traditionsbücher und die Passauer Fälschungen. Besonders hingewiesen sei auf das ausführliche Kapitel über die österreichische Annalistik, in dem der Verfasser diese schwierige, fast unentwirrbare Materie nach den For-

sungen Ernst Klebels in mustergültiger Klarheit zusammenfaßt. Bei den hagiographischen Denkmälern ist Salzburg wieder mit den zahlreichen Bischofsviten stattlich vertreten. Im Spätmittelalter freilich fällt der Salzburger Anteil stark ab, dafür wird der Leser aber zahlreiche kleine Quellen finden, deren Existenz ihm bisher unbekannt geliebt sein dürfte.

Ein besonderer Vorzug des Werkes sei noch am Schluß dieser Anzeige erwähnt, die nur Hinweise bringen kann, da ein genaueres Eingehen einen Aufsatz notwendig machen würde: Das Buch ist vorzüglich geschrieben. Seine Lektüre ist trotz der oft spröden Materie spannend und genußreich, nicht nur für uns Schüler des Wiener Ordinarius, die selbst die Quellenkunde bei ihm hören durften — dann aber auch genau darüber Bescheid wissen mußten. Zusammen mit der leider viel gestraffteren Zusammenfassung der österreichischen Historiographie bis zur Gegenwart (Österreich-Archiv 1962) hat nun endlich die seit mehr als einem Jahrhundert gelehrte Disziplin der österreichischen Quellenkunde — seit der Gründung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung — ein Handbuch gefunden, um das uns viele Länder beneiden können.

Hans Wagner

Eugippius, Das Leben des Heiligen Severin. Lateinisch und deutsch. Einführung, Übersetzung und Erläuterungen von Rudolf Noll. Schriften und Quellen der Alten Welt. Hrsg. v. d. Sektion f. Altertumswissenschaften bei d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Bd. 11, Berlin 1963. 150 Seiten, 1 Karte.

Der Herausgeber legt hier seine schöne, bald nach Kriegsende (1948) erschienene zweisprachige Ausgabe (s. diese Mitt. 88/89, S. 156) des Eugippius, dieser einzigartigen Geschichtsquelle über die Endzeiten der Römerherrschaft in unseren Gegenden, in erneuter Gestalt vor. Die Neuerungen sind mannigfache. Vor allem wurde nicht, wie seinerzeit, einfach der lateinische Text von Mommsen (1898) übernommen, sondern ein etwas vereinfachter, kritischer Apparat beigegeben, ja — durch des Herausgebers Mitarbeiter Emil Vetter (†) — eine neue Textgestaltung unternommen. (Dazu das einleitende Kapitel: Handschriftliche Grundlage und Textgestaltung von E. Vetter.) Natürlich waren damit auch stellenweise Änderungen der Übersetzung verbunden. Die umfänglichsten Erneuerungen erfuhr der reichhaltige Kommentar. Ein jetzt beigegebenes Register erleichtert die Benützung.

H. K.

Der Landkreis Mühldorf am Inn. Geschichtliche Entwicklung und Gegenwart. Ein Heimatbuch. Heimatbuchverlag H. Aigner, München 1962, 227 S. Den Verfassern dieses Heimatbuches gelang in dankenswerter Weise eine gut lesbare und quellenmäßig gesicherte Darstellung der Geschichte und Kunstgeschichte des Landkreises Mühldorf, der insgesamt 55 Gemeinden zählt. Eine ausführliche Schilderung wurde der Stadt Mühldorf zuteil. Interessante Beiträge wurden auch zur wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung nach dem Ende des 2. Weltkrieges geschrieben. Zahlreiche Abbildungen bereichern den Text.

F. P.

Warmund Ygl, Karte von Tirol. Prag 1604/05, Neuausgabe, hrsg. und mit einer Einleitung versehen von Hans Kinztl, Innsbruck, Österr. Alpenverein, 1962.

Anlässlich seines hundertjährigen Bestehens veröffentlicht der Österreichische Alpenverein als Festgabe auf acht Folioblättern die prachtvolle Karte des Tirolers Warmund Ygl von Volderturn, der 1603 als Hofkammerbuchhalter an den Hof Kaiser Rudolfs II. nach Prag kam und hier seine wohl schon um 1600 in Tirol gezeichnete Karte durch den Schlesier Johann Willenberger in Holz schneiden ließ. Diese Karte des Tiroler Landes überragt die Vorgängerinnen an



Genauigkeit und Ausführlichkeit ganz bedeutend und wurde überhaupt erst im späteren 18. Jahrhundert durch Peter Anich übertroffen. Bemerkenswert ist, daß Ygl als erster und für lange Zeit als einziger die graphische Wiedergabe des Gletscherphänomens versucht. Auch ein Stück des Landes Salzburg, der Pinzgau nämlich, ist auf der Karte eingetragen (westlichste Punkte Reichenhall und Sankt Georgen im Pinzgau). Als Vorlage diente hiefür und für das nordöstliche Tirol die Secznagelkarte, wahrscheinlich in der Reproduktion im Mercator-Atlas von 1595, obwohl Ygl an Ortsnamen ein gewissen Plus hat („Saldorf“, „S. Gothard“ = Gerling). Auf Secznagel sind jedenfalls manche der ziemlich starken Verzeichnungen des Flußsystems (Glenner Tal als nördliches Paralleltal des Salzachtales bis auf die Breite von Hieburg!) zurückzuführen (nicht aber die starke Ausbiegung der Saalach nach Westen zwischen Saalfelden und Lofer), wie auch einige Verschreibungen von Ortsnamen („Vildin“ = Fischhorn). H. K.

Georg Zwanowetz, Die Anfänge der Tiroler Eisenbahngeschichte. Ein Beitrag zur Verkehrs- und Wirtschaftsgeschichte Österreichs in den Jahren 1835 bis 1859. Tiroler Wirtschaftsstudien, Schriftenreihe der Jubiläumstiftung der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Tirol. 12. Folge, Innsbruck 1962.

Das außerordentlich reichhaltige, auf einer breiten Quellenbasis ruhende Buch behandelt die Vorprojekte Tiroler Eisenbahnen vor der Eröffnung der Abschnitte Innsbruck—Kufstein im Jahre 1858 und Verona—Trient im folgenden Jahr. Wenn auch naturgemäß der spezifisch tirolische Aspekt in der Arbeit weitaus im Vordergrund steht, so sind doch keineswegs die Beziehungen zum gesamtösterreichischen und europäischen Verkehrs- und Wirtschaftsleben außer acht gelassen. Ein besonders reicher Ertrag ergab sich aber auch für das Land Salzburg. Das betrifft schon das erste konkrete Schienenstrangprojekt, das 1835 von München aus den Ausgang nahm. Es handelte sich nämlich um eine Strecke München—Salzburg, an die sich eine Fortsetzung nach Triest anschließen sollte. In Tirol, das um seinen Transitverkehr fürchtete, rief dieses Projekt sofort Widerstand hervor und es kam von dort aus zu einem sehr geschickt und energisch geführten langjährigen Kampf für eine Linie München—Rosenheim—Innsbruck—Italien, bzw. Triest. Er flammte besonders wieder 1845 auf, als die Route der berühmten englischen „Überlandpost“ nach Indien von Marseille nach Triest verlegt werden sollte. Daß zunächst keines der beiden Projekte zur Ausführung kam, lag hauptsächlich an der zentralistischen Haltung des österreichischen Hofkammerpräsidenten Kübeck, der sie ablehnte, weil dadurch der Transitverkehr Wiens gefährdet erschien. Erst unter den geänderten Verhältnissen nach 1848 kam es zu einer Realisierung der Pläne. Tirol trug dabei den Sieg davon; nicht einmal die noch im österreichisch-bayerischen Staatsvertrag von 1851 in Aussicht genommene Verbindung Salzburg—Bruck a. d. Mur zur Südbahn Wien—Triest wurde fürs erste durchgeführt.

Es steht zu hoffen, daß die schöne Arbeit auch eine ähnliche salzburgischerseits anregen wird, worin die Salzburger Seite dieser Ereignisse schärfer beleuchtet wird, als es hier der Fall sein konnte. Natürlich müßte dabei auch die Vorgeschichte der Westbahn Wien—Salzburg behandelt werden. Sie scheint mit einem entsprechenden Konzessionsansuchen des großherzoglich mecklenburgischen Generalkonsuls in Kairo, G. H. von Schrötter, und des k. k. hofkriegsrätlichen Konzeptsbeamten Heinrich Wiese von 1838 einzusetzen. H. Klein

Georg Grill, Bauer, Herr und Landesfürst. Sozialrevolutionäre Bestrebungen der oberösterreichischen Bauern von 1650 bis 1848. Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs, hrsg. von Oö. Landesarchiv, Bd. 8, Linz 1963. XII u. 668 S.

Das Buch behandelt nicht die berühmten Bauernaufstände Oberösterreichs

des 16. und 17. Jahrhunderts, sondern die späteren sozialrevolutionären Unruhen des Landes, deren Kontinuität und Häufigkeit, die schon aus dem großen Umfang des Werkes hervorgeht. Staunen erregt, zumal da darüber bis jetzt kaum etwas bekannt war. Für Salzburg von besonderem Interesse ist die Darstellung des Wildenegger Aufruhrs 1601—1662 (S. 81—205), weil ein Großteil der gegen die Forderungen des Stiftes Mondsee und der Landesherrschaft revoltierenden Bauern Salzburger Urbarleute (Amt Mondsee) waren. Der Verfasser konnte sich deshalb auch vielfach auf Salzburger Aktenmaterial stützen. Erfreulich ist es, von der Gutherzigkeit des Erzbischofs Guidobald Thun zu erfahren (S. 165, S. 201), die sich auf der Folie der Härte des Abtes von Mondsee und der oberennsischen Stände deutlich abhebt. Überhaupt zeigt es sich, wie ungünstig die weitgehenden Herrschaftsrechte der Privatgrundherrschaften — im Gegensatz zu den Verhältnissen in dem straff zentralisierten Beamtenstand des Erzstifts Salzburg, wo übrigens die Privatgrundherrschaften auch numerisch sehr zurücktraten — für die Lage der Bauernschaft sich auswirkten. In diesem Zusammenhang ist auch zu bemerken, daß im vormals bayerischen Innviertel, wo ähnliche soziale Verhältnisse herrschten wie im Salzburger, in der Zeit zwischen seinem endgültigen Anfall an Österreich und der Bauernbefreiung von 1848 keine Revolten und Agitationen nachweisbar sind, wie sie während dieser Zeit im alten Land ob der Enns gar nicht selten vorkommen. H. K.

Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, Bd. I: Die Städte Mitteleuropas im 12. und 13. Jahrhundert, hrsg. vom Archiv der Stadt Linz durch Wilhelm Rausch, Linz 1963. 153 S.

Im vorliegenden Band werden die Referate der Tagung „Stadtarchive und Stadtgeschichtsforschung“, die vom 21. September bis zum 25. September 1961 in Linz abgehalten wurde, vorgelegt. Zielstrebtend soll nach den einleitenden Worten des Schriftleiters die „Stadtforschung“ gefördert und eine weitreichende Grundlage zur Stadtgeschichte geschaffen werden. Die lokalgeschichtliche Forschung soll durch diese Arbeiten einen fruchtbringenden Auftrieb und zahlreiche Anregungen erfahren. Daß dieser weitgesteckte Rahmen bereits im ersten Band dieser Reihe erreicht werden konnte, zeigen die Titel der einzelnen Beiträge: Fernand Vercauteren, Die europäischen Städte bis zum 12. Jh., S. 13—26; Richard Laufner, Das rheinische Städtewesen im Hochmittelalter, S. 27—40; Otto Feger, Das Städtewesen Südwestdeutschlands vorwiegend im 12. und 13. Jh., S. 41—54; Jürgen Sydow, Anfänge des Städtewesens in Bayern und Österreich, S. 55—76: Sydow behandelt eingehend das Problem der Funktionskontinuität vom spätantiken Gemeinwesen zur mittelalterlichen Siedlung, stellt dabei keine „klassische“ Forderung an die Kontinuität und zeigt u. a. an Hand der Geschichte Salzburgs, wie nach dem Rückgang der Bevölkerung in den Jahrhunderten nach der römischen Herrschaft in Salzburg im 7. und 8. Jh. ein echter Neuanfang, nicht nur ein Wiederaufleben von Juvavum nachzuweisen ist (S. 59). Karl Gutkas, Die Entwicklung des österreichischen Städtewesens im 12. und 13. Jh., S. 77—91; Adalbert Klaar, Die Siedlungsformen der österreichischen Donaustädte, S. 93—115, auf S. 102 Plan von Traismauer; Carl Haase, Grundfragen der nordwestdeutschen Städtegeschichte bis ins 13. Jh., S. 117—135; František Kavka, Die Städte Böhmens und Mährens zur Zeit des Přemysliden-Staates, S. 137—153. F. P.

Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1962. Linz 1963. 573 Seiten.

Der außerordentlich stattliche Band bringt wieder mehrererlei, das auch Salzburg berührt. Vor allem gilt das von der umfänglichen Studie von Hans-Heinrich Vangerow, Linz und der Donauhändler des Jahres 1627 (S. 223—332), auf die hier aber erst ausführlicher eingegangen wer-

den soll, sobald — im nächsten Band — auch der zweite Teil vorgelegt werden wird. Wichtig ist auch der Aufsatz von Adolf Wagner, Beiträge zu einer Geschichte des Salzhandels von Linz nach Böhmen (S. 85—103), der dieses Thema unter Beibringung neuer Quellen für die Zeit von 1378 bis 1415 behandelt, einer Zeit also, während derer das hier transportierte Salz durchwegs solches der Salinen Hallein und Schellenberg war.

In dem Beitrag von Richard Kutschera, Luftfahrt und Flugwesen in Linz, ist für Salzburg besonders der Umstand von Interesse, daß der erste bemannte Ballonflug in Linz am 24. Oktober 1824 von einem damals in Salzburg lebenden Schauspieler und Dekorationsmaler Joseph Wimberger unternommen wurde, nachdem ihm schon vorher in Salzburg selbst ein Aufstieg gelungen war. Über letzteren wird vielleicht noch an anderer Stelle zu berichten sein. Hier möge ergänzend auf einen interessanten Bericht über den Linzer Flug aus der Hartmannschen Familienchronik I (Wiener Stadtbibl. 73.234 Jc, p. 289 f.) hingewiesen werden, zumal da sonst kein Bericht über den Verlauf des Unternehmens vorzuliegen scheint. Franz v. Hartmann (1808—1895) schreibt hier: „Am 24. (Oktober 1824) . . . An diesem Nachmittage fuhr auch ein wirklich kühner Aeronaute, namens Wimberger, auf der Harrach mit einem Luftballon auf, den er selbst gemacht hatte, aus dünnen weißen und blauen Pauspapier. Die Verdünnung der Luft brachte er dadurch hervor, daß oberhalb der Gondel Rollen ölgetränkten Papiers brannten. Der Ballon flog sehr gut auf, aber das brennende Papier entzündete den Ballon und er sank im Capuzinerwäldchen nieder ohne weiteren Unfall, nur heißes Oel träufelte auf den armen Mann nieder. Hätte ihm Kapital zu Gebote gestanden, so würde er gewiß prosperiert haben. Er war ein Tischler in Spital am Pyhrn, welcher Fourniere mit einer Imitation von Marmorplatten überzog. Eine Weile sah man Nachttischen, auch größere Tischflächen der Art, doch hielt sich die Masse nicht lang. In späteren Jahren gerieth der Arme wegen Münzverfälschung in Untersuchung.“

H. Klein

Bayerisch-österreichisches Wörterbuch, I. Österreich. Wörterbuch der Bairischen Mundarten in Österreich. Herausgegeben im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von der Kommission zur Schaffung des Österreichisch-Bayerischen Wörterbuches und zur Erforschung unserer Mundarten. Bearbeitet von Viktor Dollmayr und Eberhard Kranzmayer unter Mitwirkung von Franz Roitinger, Maria Hornung und Alois Pischinger. 1. Lieferung: Vorwort, Einleitung, A—Achtung, Wien 1963, 60 Seiten, 3 Karten. Preis S 76.—.

Im Jahre 1956 erschien die „Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes“ von Eberhard Kranzmayer (vgl. Bespr. Mitt. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde, Bd. 97 [1957] S. 241/42). Diese einmalige Zusammenstellung aller jener lautgeographischen Unterschiede innerhalb des bairischen Dialektraumes, die oft im bairischen Wortschatz vorkommen und darum in den einzelnen Wörterbuchartikeln immer wieder dargestellt werden müßten, ist zur Entlastung des Bayerisch-Österreichischen Wörterbuches entstanden.

Die nun vorliegende 1. Lieferung des Wörterbuches umfaßt 60 Seiten und enthält weiters drei Hilfskarten. Hilfskarte 1 „Deutsche Dialektgrenzen“ stellt dar die Grenzen der Großdialekte, Bairische Gebiete mit starken ostfränkischen und alemannischen Einflüssen, die Grenzen zwischen Unterdialekten, die Übergangsgebiete zwischen zwei Unterdialekten (darein ja auch unser Bundesland Salzburg fällt), und schließlich die Grenzen gegen Mitteldeutsche Dialekte. Hilfskarte 2 zeigt die Staats-, Landes- und Bezirksgrenzen, die Dialektgrenzen um Altbayern, die Grenzen zwischen Altbayern und Österreich und die der Länder Österreichs. Hilfskarte 3 bezeichnet kleinere Mundartlandschaften.

Die wechselvolle Geschichte des österreichischen Anteiles der Wiener

Kanzlei am „Wörterbuch der bairischen Mundarten“ (auch „Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch“) wird im Vorwort eingehend behandelt. Nach einem halben Jahrhundert harter Arbeit, gehemmt und gestört durch zwei Weltkriege, wurden bisher bei 4.000.000 Einzelbelege für den Wiener Hauptkatalog des Wörterbuches erstellt. Eine von Grund auf neue Institution wurde ins Leben gerufen, eben die Wörterbuchkanzleien, eine an der Bayerischen Akademie in München und eine an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien. Beide besorgten ab 1911 gleichberechtigt die einheitliche Gestaltung des Wörterbuches. Der von der Wiener Fachkommission entworfene Organisationsplan zur Zusammenarbeit wurde von der Münchner Kommission anerkannt. Alle dabei gemeinsam getroffenen Einrichtungen bestehen heute noch. Wortkundliche Untersuchungen in modernem Sinn bildeten neben der Organisation und Durchführung der Sammelarbeit die Grundlage rastlosen Schaffens. So gehen nun die Lieferungen zum „I. Teil Österreich“ in Druck.

Wie schon aus der 1. Lieferung ersichtlich ist, wird das „Österreichische Mundartwörterbuch“ eine Fundgrube nicht nur des veralteten und derzeit lebendigen Mundartwortschatzes, seiner Laut- und Beugungsformen, sondern auch seines innersten Sinn- und Wesensinhalts in ältester und neuer Zeit sein. Das Wort, besonders das aus dem Volksmund, ist noch lebendigster und wesentlichster Ausdruck des Kulturlebens und -schaffens des Volkes. Der Germanist wie der Forscher auf allen wissenschaftlichen Disziplinen der Volkskunde finden bei den Mundartwörtern bzw. bei den trefflichen Erklärungen und Literaturhinweisen all das schon vereint, was sie sich sonst erst mühsam erarbeiten müßten.

Das reichhaltige Literaturverzeichnis gibt alle größeren für den Hauptkatalog exzerptierten Werke bekannt, gibt aber auch Einblick ins historische Quellengut, aus dem heute überhaupt eine nicht geringe Anzahl veralteter Mundartwörter sinnrichtig erst erschließbar ist. Klar ist, daß die mhd. und ahd. Literatur, soweit dienlich, im Wörterbuch belegmäßig aufscheint.

E. Kranzmayers Einleitung zur 1. Lieferung ist eine wissenschaftliche Arbeit an sich und gibt methodisch über alle Fragen, die sich aus dem Wörterbuch ergeben könnten und in Zukunft auch ergeben werden, im voraus klare Auskunft. Die Lemmatisierung, der Ansatz der Stichwörter, ist einmalig und führt den Benutzer des Wörterbuches sicher an das gesuchte Mundartwort.

Das Allerwichtigste für ein Mundartwörterbuch ist jedoch die phonetische Transkription der Mundartlaute. Sie ist erfreulich einfach und somit allgemein verständlich.

Zusammenfassend darf bekundet werden: All das große, bisher schon 50 Jahre lang währende Bemühen erster österreichischer Wissenschaftler bis hinaus zu den Mundartwortsammlern in den bäuerlichen Gemeinden unserer Bundesländer, die die ehemals so trefflich erstellten Fragebogen beantworteten, weiters die oft sehr mühsamen mundartlichen Kundfahrten bis in die Gebiete der bairischen Außenmundarten im Fremdland, haben zu erfreulichem Ergebnis geführt, haben eine echt österreichische Kulturtat gesetzt. Karl Fiala

Friederike Prodingler, Salzburger Volkskultur. Eine Einführung für Besucher des Salzburger Volkskundemuseums in Hellbrunn bei Salzburg (Schriftenreihe des Salzburger Museums Carolino Augusteum Nr. 4). Herausgegeben von der Direktion, Salzburg 1963. 40 Seiten, 20 Abbildungen.

Seit der aus Sebastian Greiderers Nachlaß zusammengetragenen reichbebilderten Arbeit von Karl Fiala und Karl O. Wagner in Band 75 (1935) dieser Mitteilungen ist keine zusammenfassende Darstellung der volkstümlichen Sächgüter unseres Landes mehr versucht worden. Um so dankbarer begrüßt man daher die von der Kustodin des Salzburger Museums Carolino Augusteum verfaßte Einführung in die volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Grundlagen,

aus denen die reichen Bestände des 1962 neu aufgestellten Volkskundemuseums erwachsen. Mit der Gliederung des museal Dargebotenen in Volksglauben und Brauchtum, religiöse Volkskunst, Sagen, Lied- und Spielgut, Tracht, Hausformen und Siedlungswesen, Volkskunst — Hirtenkunst — Bauernkunst, Hausindustrie, Handwerkskunst, Bauernmöbel sind die wesentlichsten Kapitel der Salzburger Volkskultur aufgeschlagen, die sich natürlich — man denke nur an das bäuerliche Arbeitsgerät, an das heute so blühende Schützenwesen oder an die Blasmusikkapellen — textlich unschwer erweitern lassen, wenn die räumlichen Voraussetzungen zur musealen Darstellung dieser wichtigen Erscheinungsformen lebendiger Volkskultur erst einmal gegeben sind. Jedenfalls ist das knapp gehaltene Heftchen, dem auch das wichtigste Schrifttum zur Salzburger Volkskunde beigegeben ist, nicht nur als bleibende Erinnerung und Verständnisgrundlage für die Besucher des Volkskundemuseums von Wert, sondern für alle, die sich beruflich oder aus Neigung mit der Salzburger Volkskultur beschäftigen, ganz besonders aber für die Lehrerschaft und die Betreuer der in den Landbezirken allenthalben neu entstehenden Heimatsammlungen. Kurt Conrad

G. F. Hartlaub, *Der Gartenzwerg und seine Ahnen*. Eine ikonographische und kulturgeschichtliche Betrachtung. Heidelberg 1962, Heinz Moos-Verlag. 6. Band der Reihe Forum Imaginum. 8°.

Die merkwürdige Erscheinung, daß just im 20. Jh. der technischen Fortschritte der Gartenzwerg in der gar nicht mehr zeitgemäßen Märchenadjustierung des romantischen frühen 19. Jh. die Gärten bevölkert — bei 1½ Millionen sollen jährlich erzeugt werden — hat den inzwischen leider verstorbenen Verfasser zu besinnlichen kulturgeschichtlichen Studien angeregt, die ihren Niederschlag in einem sehr hübsch ausgestatteten Buch mit vielen Bildern gefunden haben.

Was Salzburg daran besonders interessiert, ist natürlich der Zusammenhang der seltsamen Zwerglgarten-Figuren mit dem ganzen Komplex der Zwergendarstellung. Der Verfasser kann zwei nebeneinanderlaufende und in den verschiedenen Epochen abwechselnd mehr oder minder stark hervortretende Entwicklungslinien feststellen, die schon seit sehr frühen Zeiten verfolgt werden können. Eine mystisch-magische Komponente verläuft vom ägyptischen Zwerggott und mittelalterlichen Bergmännleinglauben bis zum romantischen Märchenwichtel des 19. und den verkitschten Gartenzwerg des 20. Jh. Die andere Entwicklungslinie drückt die realistische Darstellungslust am körperlich und geistig Abnormen aus, von antiken Pygmäenvasen bis zu Hofzwergporträts der Renaissance und barocken graphischen Mappen voll skurriler Skizzen. Manchmal vereinigen sich beide Leitlinien wie in jenem frühen 18. Jh., das die Salzburger Figuren hervorgebracht hat. Julius Leisching widmete dieser merkwürdigen Zwergelgesellschaft in den Salzburger Museumsblättern, Bd. VII 5 (1928), schon weitgespannte Untersuchungen über Herkunfts- und Anregungsfragen. Hartlaub kann in dieser Beziehung auch nicht mehr Klarheit schaffen, präzisiert aber die Unabhängigkeit von Jacques Callot bzw. dem späteren Pseudocallot noch viel mehr als Leisching. Ein genialisch origineller Provinzbildhauer, den man früher mit dem einheimischen Bildhauer Mandl identifizieren wollte — von dem aber sowohl J. Leisching als auch Franz Martin noch früher, 1925, schon Abstand nahm — hätte hier Bildwerke von rauhem „proletarischem“ Ausdruck modelliert, mit aktuellen Anklängen. Das erwähnte Pallonespiel ist aber nach meiner zitierten Veröffentlichung über das Ballspiel der Figuren des Zwerglgartens in Salzburg, Salzburger Museum C. A. Jahresschrift 1960, nicht erst im 18., sondern schon im 17. Jh. aktuell in deutschen Landen gewesen. Diese Nuance der Darstellung könnte in Salzburg auch unter direktem italienischem Einfluß stehen.

Dem Verfasser fällt ausdrucksmäßig eine Art Rückkehr ins Dämonische an den Salzburger Figuren auf, insofern wäre in ihnen die Synthese der zwei Darstellungstypen gegeben. Diese Eigenart haben sie mit älteren florentinischen

Morgante-Typen gemeinsam. Soweit über die Figuren des Zwerglgartens in diesem Zusammenhang, der noch durch Abbildungen der beiden Pallone-Spieler, des Türken und des Gärtners, unterstrichen wird. F. Prodingner

Gertraud Hampel-Kallbrunner, Beiträge zur Geschichte der Kleiderordnungen mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. Wien 1962. Verlag des Wissenschaftlichen Antiquariats H. Geyer. 8°.

Kleiderordnungen sind Quellen zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, weniger zur Geschichte der Mode, die Verfasserin will sie sogar als Gegenpol zur Mode aufgefaßt wissen. Es geht bei ihnen um soziale Ordnungen, die heute, im demokratischen Zeitalter, nicht mehr existieren und nur historisch verstanden werden können, oder um wirtschaftliche Ziele, die man heute auf anderen Wegen erreicht. Modern ausgedrückt wendet sich die Obrigkeit heute nicht mehr an den Verbraucher mit Geboten und Verboten, um Ein- und Ausfuhr zu regeln, sondern diese staatlichen Lebensregeln werden auf einer anderen Ebene, den öffentlichen Wirtschaftsvertretungen und den Ministerien, ausgehandelt. In der Darstellung geht es darum, in vielen Beispielen von der Antike bis an das Ende des 18. Jahrhunderts die einzelnen Motive kultischer, sozialer, wirtschaftlicher oder staatsrechtlicher Art herauszuarbeiten, die mit der bestehenden Staatsform im engsten Zusammenhang standen. Besonders deutlich wird das merkantilistische Ideengut aus den Maßnahmen des 17. und 18. Jahrhunderts herausgeschält, wie auch die Arbeit ihre Anregung einem Aufsatz von Generalstaatsarchivar Dr. Josef Kallbrunner über Tracht und Sitte im merkantilistischen Polizeistaat (W. Z. f. Volkskunde, Jg. 53, 1938) verdankt. Salzburg ist durch zwei Synoden von 1416 und 1420 angeführt, die den Anteil der Kirche an Verordnungen gegen unziemliche und sündige Kleidung demonstrieren. Außerdem sind noch deutsche, mittelalterliche und österreichische, besonders wienersische Kleiderordnungen bearbeitet. Wertvoll ist ein kleines Register über seltene Kleidernamen und die in den Anmerkungen deponierte Literatur dieses nicht so ohne weiteres erschlossenen Forschungsgebietes. F. Prodingner

Dr. Karl Schädler, Die Lederhose in Bayern und Tirol. Ein Beitrag zur Kostüm-, Trachten- und Zunftgeschichte. Schlernschriften, Band 219, hrsg. von R. Klebelsberg. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1962. 8°.

Obwohl sich der Verfasser auf Bayern und Tirol beschränkt, kann das Nachbarland Salzburg bei dieser trachten- und handwerkskundlichen Arbeit Nutzen gewinnen und geben. Nachdem die Vorgeschichte der Hose in Ur- und Frühgeschichte und Mittelalter erörtert, die Vorformen von Knie- und Bundhosen von Persien bis Europa aufgezeigt wurden, wird am Ende des 15. Jahrhunderts die Wandlung vom Unter- zum Obergewand festgestellt. Die älteste Ansicht einer richtigen Kniebundhose bringt ein französisches Trachtenbuch von Richard Breton um 1562. Die Vorbedingung dazu, Trennung von Strumpf und Hose, belegt eine schweizerische Darstellung des Urs Graf von einem tanzenden Bauernpaar um 1525. Ganz dem Darstellungstypus der salzburgischen sogenannten Kuenburgschen Trachtenbildersammlung um 1790 entspricht das Abbild eines Duxer Bauern, das vom Verfasser als aus dem 20. Jahrhundert stammend bezeichnet wird. Das ist entweder ein unbedingt nach alter Vorlage angefertigtes Aquarell oder die Bezeichnung ist irrtümlich, ein Druckfehler.

Die heutigen für die Lederhose, ob kurz oder lang, so typischen Merkmale, breiter Bund, Latz, hinterer Zugverschluß, lassen sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts feststellen. Während Hosen aus Leder in der Mode um 1760 aus der Militärtracht übernommen wurden, auch z. B. in der Werther-Tracht, sind lederne Hosen für einfache Volksschichten als Berufs- und Jagdkleidung sicherlich sehr alt und das Leder erwiesenermaßen ein durch Ausgrabungen u. a. Funde be-

legter Urtrachtenstoff. Zwei Berufe, die Schneider und die Säckler, stritten sich seit Bestehen ihrer Zünfte im Hochmittelalter um die Ehre der Herstellung und verfertigten die Nähte „inwendig“ oder „auswendig“. Salzburg tritt in drei- oder fünffachen Seitennähten der Hosen bemerkenswert hervor und beeinflusst das benachbarte Bayern. Steppereien und Stickereien auf Lederhosen kennt man ebenfalls seit dem frühen 17. Jh., wenn auch die reichen Trachtenstickereien erst aus dem jungen 19. Jh. stammen. Ein besonderer Schnitt der Lederhose, die Tellernaht oder der Spiegel geheißten, wird als Salzburger Einfluß vom Verfasser erklärt. Die kurze Höhe am Leib, die auf den alten Darstellungen immer auffällt, und manchmal von den breiten Trachtengürteln ergänzt wurde, ist ein allgemeines Merkmal der alten Schnitte. Aber auch da wurden die über das Zillertal hereinkommenden Salzburger Gepflogenheiten recht schlecht von verschiedenen Verordnungen, die sich mit den Unziemlichkeiten der ländlichen Tracht befaßten, beurteilt, genauso wie die als pinzgausch hingestellte und wohl anfangs des 18. Jh. schon vorhandene oder wiederaufgekommene Freiheit der Knie, bei der „sogar ein Stück Fuß“ zu sehen war. Bei der ausführlichen Materialbesprechung ist auch vom Büffelleider die Rede, und es ergibt sich dadurch die Möglichkeit, daß die vom Salzburger Erzbischof Leopold Graf Firmian auf der Zistelalpe am Gaisberg eingerichtete Zucht dieser Tiere vielleicht unter anderem diesen Zweck, Leder für Hosen zu liefern, hatte, obwohl in der Literatur darüber nichts verlautet. Das erste bildliche Auftreten der kniefreien Hosen-tracht, das Salzburg durch das Porträt des Ferdinand Christoph Grafen Zeil im Jagdkostüm um 1770 zu beanspruchen glaubte, wird durch diese Veröffentlichung durch das schon oben in anderem Zusammenhang erwähnte Bild des Duxer Bauern auf den Beginn des 18. Jh. vor- und nach einem damals salzburgisch-tirolischen Grenzgebiet verlegt (Vordertux damals zur salzburgischen Herrschaft Zillertal gehörig, Hintertux zum Tiroler Gericht Sterzing).

Allerdings handelt es sich bei beiden Darstellungen um verschiedene Gesellschaftsschichten, Adel und Bauern. Zur Frage der anspruchsvolleren Lederbehandlung wird vom Verfasser für Tirol außer Stepperei und Stickerei auch schon die Schwarzfärberei für das 17. Jh. belegt, während die erste Nachricht für Berchtesgaden aus dem zweiten Drittel des 18. Jh. und für Steiermark auch erst nach 1700 vielleicht einen Schluß auf Salzburg erlaubt. Am Ende des 18. Jh. ist das kniefreie Tragen der Hosen in der Salzburger Tracht als ständige Sitte schon in die Literatur eingegangen, das Binden der Strümpfe unter dem Knie ebenfalls. Auch für den Hosenträger wird die Zeit der Entstehung als sicher im 17. Jh. angenommen, allerdings nur für die ländliche Tracht. Sehr interessant die aufgezeigte Möglichkeit, daß er sich aus dem früher durch Nesteln mit den Beinlingen verbundenen Wams hätte entwickeln können. Eine Meinung, die allerdings von anderen Trachtenforschern (Zaborsky z. B.) wieder abgelehnt wird. Unter den lederverarbeitenden Gewerben sind noch die Nestler erwähnt, die, in Bayern seit 1435 ein selbständiges Gewerbe, die früher so wichtigen und auch mit brauchtümlichen Zügen versehenen Nesteln anfertigten. Neben den vom Verfasser gebrachten Zitaten erwähnt auch L. Hübner das mit Abwehrzauber verbundene Nestelschenken bei den Hochzeiten in Rauris.

Zum Kapitel Verbundenheit mit dem Brauchtum kann auch die kniefreie Hosenstracht bei den Pinzgauer Tresterern gerechnet werden, die aus rot gemustertem Stoff hergestellt werden muß. Die Anführung des „Lungauer Samson in Pongauer Tracht“ bei Pongauer Faschingsbräuchen könnte zu einem Mißverständnis führen. Das Vergleichsmoment mit der Lungauer Umzugsfigur und dem im Käfig hockenden Menschen liegt nicht in der Tracht, sondern in der Größe. Der echte Lungauer Samson aller Spielformen ist nicht in Tracht, sondern nach Art eines römischen Feldherrn gekleidet. Die „rupfene Pfoad“ und ebensolche Hosen sind schon seit langem Ranggelkleidung im Salzburgerischen, nicht erst jetzt, wie der Verfasser feststellt.

Der Anhang bringt ein Beispiel für Forschungsmöglichkeiten, interessante Hinterlassenschaftsinventare, Handwerksordnungen, Privilegien und ein ausführliches Register, das die umfangreiche Abhandlung sehr gut aufschlüsselt.  
F. Prodingner

Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen — Sage — Legende — Schwank. 448 Seiten, 4 Karten. Erich Schmidt Verlag, Berlin 1963.

Der bekannte Wiener Volkskundeforscher legt hier Einzeluntersuchungen volkstümlichen Erzählgutes aus dem deutschen Sprachraum vor, die nach den literarischen Gattungen des Märchens, der Sage, der Legende und des Schwanks geordnet sind und die man geradezu als methodische Musterstücke wissenschaftlicher Erzählforschung ansprechen kann. Für Salzburg von besonderem Interesse ist die Untersuchung der stoff- und formgeschichtlichen Probleme des Märchenmotives „Der Teufel als Fürsprech“ und „Der Teufel und das alte Weib“, die mit dem Untertitel „Ein Märlein als Motivgrundlage des Krimmler Soldatenspieles“ bzw. des „Krimmler Hexenspieles“ diese beiden im Oberpinzgau aufgezeichneten und bisher unzureichend interpretierten Volksschauspiele in einem ganz neuen Lichte zeigt. Den einzelnen Studien geht jeweils eine gründliche Einführung in den übergeordneten Gattungsbegriff voraus, dessen Definition und Forschungsstand ausführlich dargetan werden. Die Einleitung, in der das Wesen der Volkserzählung in erster Linie von den Motiven, der Motivgeschichte und ihrer analytischen Erläuterung her erfaßt wird und ein Personen-, Orts- und Sachregister machen zusammen mit den Literaturanmerkungen das vorliegende Werk zu einem Handbuch, das sich dem in diesen Mitteilungen Jg. 1963 besprochenen Handbuch „Das deutsche Volksschauspiel“ würdig zur Seite stellt.  
Kurt Conrad

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, geleitet von Karl M. Klier, Leopold Nowak, Leopold Schmidt, Band XII, Wien 1963. Herausgegeben vom Österreichischen Volksliedwerk im Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht.

Unter den Abhandlungen und Mitteilungen gibt Leopold Schmidt an Hand eines Bildes wertvolle Hinweise auf die Erfassung des Zusammenhangs zwischen erzählendem Lied und lesbarer Bildkunst, die auch für die Wallfahrtsorte des Landes Salzburg eine intensive Bearbeitung wert wäre. Walter Deutsch wendet sich diesmal dem neuen Wiener Lied zu, Franz Schunko dem Ratschenbrauch in Niederösterreich. Auch auf diesem Gebiet sollten in Salzburg ähnlich genaue Erhebungen gemacht werden. Karl M. Klier behandelt Vierzeiler aus dem Lungau um 1819, eine Gruppe, deren Kenntnis auf den verdienstvollen ersten Sammler im Lungau, Julius Max' Schottky, zurückgeht. Die bäuerliche Gelegenheitsdichtung wird für Salzburg als sehr charakteristisch bezeichnet. Schon Joseph Haydn hatte die Melodie eines Lungauer Sauschneiderliedes zu Variationen benutzt. Die in der Anmerkung 15 von Klier erwähnte Meinung, daß der Ausdruck „Aperschnallen“ ein Druckfehler statt Aperschnalzen wäre, halte ich nicht für richtig, weil man im Gebirge auch heute noch vom „Schnölln“ statt Schnalzen spricht. Aus 1847 gibt es im Österreichischen Morgenblatt veröffentlichte „Streutgsangeln“ (Streitgsangeln vermutet Klier) eines unbekanntem Verfassers, dann bringt Ignaz von Kürsinger in seiner Beschreibung des Lungaues 1853 10 Liedeln, die er nicht nur seinem Bruder, sondern wohl auch seinem eigenen dreijährigen Aufenthalt verdanken könnte. Bei der Volksliederausgabe von Süß kann nur bei zwei Liedern auf die lungauische Herkunft mit Sicherheit wegen der Nennung von Örtlichkeiten geschlossen werden. Vier weitere bei ihm sind aber nach Kliers Forschung von Kürsinger übernommen. Klier stellt noch verdienstvollerweise aus der Sammlung der Gesellschaft der Musikfreunde vom



Jahre 1819 eine Vierzeilerreihe aus dem Lungau dar, die in ihren sieben verschiedenen Melodien geradezu eine Musterkarte der üblich gewesenen Arten veranschaulicht. Gesammelt wurden sie vom Lehrer Johann Wintersteller zu Mauterndorf im Lungau, der im 19. Jh., aber vor 1882, gelebt haben muß.

Vom Brauchtum her interessiert der Aufsatz von Karl Horak über den Volkstanz im Burggrafnamt, weil ein Reiftanz der Binder erwähnt wird. Hans Seidl zeigt in seinen Erinnerungen, Mein Volksliedsammelwerk, wie ein baye-rischer Idealist und Praktiker in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Werke ging. Aus dem Arbeitsbericht über das Zentralarchiv geht hervor, daß der Nachlaß von O. Eberhart angekauft und dadurch vor dem Verstreutwerden gerettet ist. Außerdem wurde mit der Anlage einer Volksliedbibliographie von Salzburg begonnen.

F. Prodingner

Max Kislinger, *Alte bäuerliche Kunst*. Einführung und Nachwort von Franz Lipp. Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1963, 8°, 112 ganzseitige Bildtafeln, davon 40 Farbtafeln.

Die unermeßlich reiche Volkskunst Oberösterreichs, die viele Übergangsstellen und Gemeinsamkeiten mit der salzburgischen aufweist, soweit es sich um bairisches Stammeserbe handelt, wird in dem prachtvollen Werk durch das Künstlerauge des Graphikers Max Kislinger gesehen und von Künstlerhänden dargebracht. Damit ist schon an die außerordentlichen Vorzüge dieses Werkes gerührt. Kislinger hat das große Verdienst an seiner Heimat, die versinkende Welt der bäuerlichen Volkskultur mit allen inneren und äußeren Voraussetzungen noch einmal zu beschwören. Die Fülle des im Laufe eines Lebens Gesammelten drängte dazu, noch einmal, nach der „alten Bauernherrlichkeit“ von 1955 in noch freierer und individuellerer Weise ein herrliches Bilderbuch im besten Sinne zu schaffen. Auch der kurze beschreibende Text ist diesmal vom Künstler selbst und von seiner Frau Viktoria zusammengestellt, so schlicht, volkstümlich, knapp, mit den wichtigsten Literaturangaben versehen. Allerdings wäre dem wissenschaftlichen Benützer manchmal mehr objektive Beschreibung lieber als die immer problematischer werdende Sinnbilddeutung.

Fast im Gegensatz zu Salzburg steht die unerhörte Freude am Ziermotiv, vor allem geometrischen Ornamenten. Aber andererseits sind einzelne besonders beliebte Formen, wie das Doppelwellenband, der „laufende Hund“ wieder in unserem Lungau besonders häufig anzutreffen. Ein Einfluß Salzburgs ist im Motiv des „Loretokindls“ an einem Wandschränkchen des nördlichen Hausruckviertels zu demonstrieren, wenn auch in der Darstellung, Kreuzstab und Blume, seitenverkehrt. Im Mattigtal wird die sonst in Oberösterreich als nicht häufig beschriebene Nelkenbemalung auch auf das beliebte Salzburger Schmuckmotiv zurückgehen. Gemeinsam ist Oberösterreich und Salzburg die Felderteilung am zwei- oder eintürigen Schrank in vier bzw. zwei konstruktiv und ornamental herausgehobene Flächen und die Dreifeldereinteilung an Truhen, die aber in Oberösterreich auch mit anderen Arten des Baues und der Ornamentierung abwechselt. Man freut sich auch, dem alten Salzburger Jahrmarktspiel der Flachgauer Lebzelter, dem „Rösselspiel“ als Privileg im oberen Innviertel zu begegnen. Als Vertreter des gebirgsnahen Rauchküchentypus ist eine schon auf Salzburger Boden, in Gschwendt bei Strobl, stehende Art, abgebildet, um 1943 für die Erinnerung festgehalten, da sie 1950 umgebaut wurde. Auch der runde Salzburger Stubentisch mit runden Bänken ist so ein Beispiel der Gemeinsamkeit oder des Ausstrahlens über die Landesgrenze. So kann, je nach Gegend, der Salzburger Hanswurst, der sogar die Wiener Bühne beeinflusst hat, ohne weiteres mit dem Linzer Kasperl in der Einwirkung auf die gezeigten Kleinpastiken und malerischen Darstellungen konkurriert haben. Nur ist eben die Salzburger Literatur nicht so bekannt, schwerer greifbar — weil noch nicht so gut in Standardwerken vereinigt wie die Linzerische — und daher fast nicht

herangezogen. Unwillkürlich erhebt sich beim Betrachten dieses Prachtbandes der Wunsch nach einem mit gleicher Heimatliebe erfüllten und von der Magie des Einfachen besessenen Salzburger „Kislinger“, der die Salzburger Volkskunst mit eben dem Können, Wissen und Idealismus verewigen würde. F. Prodingner

Benno Plöchingner, Geologischer Führer für Strobl am Wolfgangsee. Salzburg. Herausgegeben vom Gemeindeamt Strobl, 1962. 10 Seiten, 4 Abbildungen.

Der gegenwärtig in der Geologischen Bundesanstalt in Wien wirkende Autor hat seit dem Kriegsende, erst als Dissertant bei Kober, später im Auftrag der Geologischen Bundesanstalt, weite Gebiete unseres Bundeslandes untersucht, so daß er sich der Landschaft unserer Heimat eng verbunden fühlt. Von den Ergebnissen seiner Arbeit berichten zahlreiche Druckschriften, die vorwiegend im Rahmen der Geologischen Bundesanstalt veröffentlicht wurden. Mit dem nunmehr erschienenen Führer für Strobl am Wolfgangsee wendet sich Plöchingner an einen größeren Kreis von Menschen, die sich für den tieferen Bau einer Landschaft interessieren. Als Gegenstand hat er sich dabei ein geologisch besonders abwechslungsreiches und lehrreiches Gebiet gewählt, in dem ihm außerdem in den letzten Jahren eine außerordentlich wichtige Entdeckung gelungen war: ein tektonisches Fenster, in dem der sonst nur am Alpenrand sichtbare Flysch innerhalb der ihm aufgeschobenen Kalkalpen zum Vorschein kommt; diese Entdeckung ist als eine weitere wichtige Stütze für die Vorstellung vom Deckenbau der Alpen zu werten.

Die Darstellung der verwickelten Lagerungsverhältnisse erfolgt in sehr anschaulicher Weise. Den Ausgangspunkt bildet die Gegenüberstellung einer Photographie und einer geologisch interpretierten Ansichtsskizze, die beide denselben Ausblick vom Schafberg über das Becken des Wolfgangsees gegen den Dachstein und die ihm vorgelagerten Berge wiedergeben. (Druckfehler: In der Zeichenerklärung sind die Signaturen für Oberalmer Schichten und Gosauschichten vertauscht.) In dem Kapitel „Geologischer Überblick“ wird die erdgeschichtliche Entwicklung der Landschaft kurz skizziert; ein geologisches Profil, vom Attersee über Schafberg und Wolfgangsee zur Osterhorngruppe geführt, erläutert den Bau des Untergrundes und läßt insbesondere das erwähnte Flyschfenster klar hervortreten. In der Mitte des Heftchens findet der Leser eine besonders wertvolle, über zwei Seiten ausgedehnte, sehr klar gedruckte geologische Kartenskizze des behandelten Gebietes. (In der Zeichenerklärung fehlt leider die in der Karte verwendete, weitständige vertikale Schraffur für den Plassenkalk.) Ein weiteres Kapitel ist geologischen Wanderungen in der nächsten Umgebung von Strobl gewidmet. Wanderziele: Theresienstein; Strobl-Weißenbachtal und Postalm; Sparbergipfel; Flyschfenster von Gschwendt; Königsbachgraben. Eine Aufzählung von Aussichtspunkten, die einen guten Überblick über die Geologie der Landschaft vermitteln, bildet eine wertvolle Ergänzung dieses Abschnittes. Zum Schluß folgt eine Liste von Örtlichkeiten des weiteren Salzkammergutes, die namengebend für wichtige Gesteine der Ostalpen wurden, und eine Zusammenstellung einschlägiger geologischer Literatur.

Druck und Ausstattung des Heftchens sind ganz ausgezeichnet und es ist zu wünschen, daß das äußerst empfehlenswerte kleine Werk recht viel verwendet wird.

Schlager

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1964

Band/Volume: [104](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 307-332](#)